

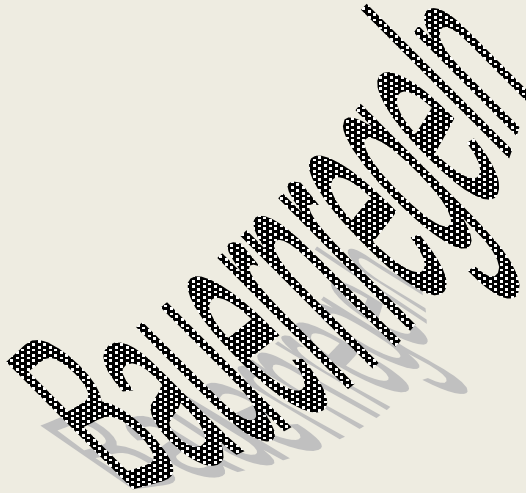
D E Z E M B E R

*Umfangreiche TEXT-und
GEDICHTE-SAMMLUNG*

ERNST GIGER

ERSTER SCHNEE	9
DEZEMBER	10
WIÄNACHT	11
RÄTSEL IM DEZEMBER	11
DAS STERNBILD ORION	12
NOCH IST HERBST ...	13
WINTERTROST	14
WINTERANFANG	15
DER WINTER IST KOMMEN	16
ZUM 6. DEZEMBER	17
VOR WEIHNACHTEN	18
GUTER NIKOLAUS	19
ST. NIKLAS	19
NÜSSE KNACKEN	20
NUSSKNACKER	21
VOM HONIGKUCHENMANN	22
WINTERLIED	23
WEIHNACHTSGLOCKEN	24
WINTERLIED	25
ADVENT	27
LEISE RIESELT DER SCHNEE	28
AM ABEND VOR WEIHNACHTEN	29
DEIN LICHT	30
DIETRICH BONHOEFFER	30
DER WEIHNACHTSBAUM	31
ALLE JAHRE WIEDER	32
O SCHÖNE ZEIT	33
DAS CHRISTBÄUMCHEN	34
VOR DEM CHRISTBAUM	35
EIN WINTERABEND	36
ZUR JAHRESWENDE	37
DIE HEILIGEN DRE KÖNIGE	38
VON GOTT GESANDT	39
ORION MIT DEM LICHTEN SCHWERT	40
CHLAUSJAGEN AM RIGI	48
WEIHNACHTSBAUM	49
UND WEIHNACHTSKLOTZ	49
WINTERRUHE	51
BARBARAZWEIGE	51
CHRISTROSE (NIESWURZ)	52
WENN DER SAMICHLAUS KOMMT	53
CHLAUSZYT	54
DER ADVENTSKALENDER	57
ALTER CHRISTBAUMSCHMUCK	61
NIKOLAUS, EINE LEGENDE DER LIEBE	63
LUZIA HEISST DIE LICHTERFRAU	68
FEDERLEICHTER CHRISTBAUMSCHMUCK	72
WEIHNACHTS-SPRUCH	76
MITTEN IN DEN ZWÖLFNÄCHTEN	77
SILVESTERSPRUCH	82
SCHNEE	83
GRÜASS'N MA JOSEPH UND MARIA REIN	85
ZUM BESCHLUSS	91
WINTERFREUDE	87
WINTERFREUDE	87
DE STELLA ET ADUENTU MAGORUM	88
STERN UND DIE ANKUNFT DER MAGIER (ÜBERSETZUNG)	89

Teile dieser Sammlung eignen sich als Folienvorlagen,
zum Vorlesen, Auswendig-Lernen, als Hintergrund-
Informationen.



*Gefriert Silvester Berg und Tal,
geschieht's dies Jahr zum letztenmal,
wenn's aber zu Silvester schneit,
ist das Neujahr nicht mehr weit.*

1. *Fällt auf Eligius ein starker Wintertag,
die Kälte vier Monate dauern mag.*
2. *Regnet's am Bibianstag,
regnet es 40 Tage und eine Woche danach.*
3. *Dezember kalt mit Schnee,
tut dem Ungeziefer weh.*
4. *Geht Barbara im Grünen,
kommt's Christkind im Schnee.*
4. *Auf Barbara die Sonne weicht,
auf Lucia (14.) sie wieder herschleicht.*
5. *Fällt der Vorwinter aus,
so kommt der Nachwinter mit Gebraus.*
6. *Regnet's an St. Nikolaus,
wird der Winter streng und graus.*
7. *Bringt Dezember Kält' und Schnee ins Land,
dann wächst das Korn sogar auf Sand.*
8. *Dezember veränderlich und lind –*

der ganze Winter ist ein Kind.

9. *Im Dezember Sturm und Schnee,
schreit der Bauer Ju, juchhe.*
10. *Wenn's nicht vorwintert, so wintert's nach.*
11. *Ein dunkler Dezember deutet auf ein gutes Jahr,
ein nasser macht es unfruchtbar.*
12. *Stellt Donner sich im Dezember ein,
wird's nächste Jahr nass und windig sein.*
13. *St. Lutzen
macht den Tag stutzen.*
13. *Wenn die Füchse bellen und die Wölfe heulen,
wird die Kälte noch lange weilen.*
14. *Erdarbeiten mache nun,
sonst ist weiter nichts zu tun.*
15. *Hat Dezember keinen Winter gebracht,
wintert meist das Frühjahr nach.*
16. *So kalt wie im Dezember,
so heiss wird's im Juni.*
17. *Goldammern in den Strassen,
Kälte über die Massen.*
18. *Viel Wind und Nebel in Dezembertagen
schlechten Frühling und schlechtes Jahr ansagen.*
19. *Rauh frost auf der Flur,
milder Wittrung Spur.*
20. *Wie der Dezember pfeift,
so tanzt der Juni.*
21. *Abendröte bei West,
gibt dem Frost den Rest.*
22. *Fliesst im Dezember noch der Birken Saft,
dann kriegt der Winter keine Kraft.*
23. *Wenn's auf Weihnacht ist gelind,*

sich noch viel Kält' einfindt.

24. *Ist' s in der heiligen Nacht hell und klar,
so gibt's ein segensreiches Jahr.*
24. *Ist gelind der heilige Christ,
der Winter drüber wütend ist.*
24. *Hängt an Weihnacht Eis an Weiden,
kannst du an Ostern Palmen schneiden.*
24. *Natale al piazza pasqua alla brasca.
Noël au balcon, Pâques au tisons.
(Weihnacht auf dem Platz, Ostern am Kaminfeuer)*
25. *Ist es grün zur Weihnachtsfeier,
fällt Schnee auf farbige Ostereier.*
26. *Scheint am Stefanstag die Sonne,
so gerät der Flachs zur Wonne.*
27. *Dezember kalt mit Schnee
gibt Korn in jeder Höh'.*
28. *Ist es windig an den Weihnachtstagen,
so sollen die Bäume viel Früchte tragen.*
29. *Wenn der Nord zu Vollmond tost,
folgt ein langer harter Frost.*
30. *Dezember mild mit viel Regen
ist für die Saat kein Segen.*
31. *Wind in St. Sylvesters Nacht
hat nie Wein und Korn gebracht.*

*Ist es grün zur Weihnachtsfeier,
schneit es auf die Ostereier.*

*Weihnachten im Klee,
Ostern im Schnee.*

Kennst du den?

Probealarm. Die Sirene auf dem Schulhausdach soll überprüft werden. Eva horcht auf und sagt: «Ghörsch, Mami, s'Chrischtchindli tuet schtaubsuuge!»

Erster Schnee

Als ich schläfrig heut erwachte,
und es war die Kirchenzeit,
hörte ich's am Glockenklang,
dass es über Nacht geschneit.

Denn vor meinem hellen Fenster
klang so hell der Glockenschlag,
dass ich schon im Traume wusste:
heute wird ein heller Tag.

Und ich ging und stand am Fenster:
trug die Welt ein weisses Kleid,
und mir ward die ganze Seele
glänzend weiss und hell und weit.

Börries von Münchhausen

Dezember

Der Zeiger dreht sich unverwandt.
Geht alles nun zu End.
Schon führt der Winter hierzuland
Sein strenges Regiment.

Es knirscht der Schnee. Es klirrt das Eis.
Bald ist das Jahr herum,
Und durch die Gassen geht schon leis
Das liebe Christkind um.

Das Jahr ist müd, will schlafen gehn,
Möcht endlich seine Ruh,
Hat viel gehört, hat viel gesehn
Und zieht den Vorhang zu.

Gustav Sichelschmidt

Wiänacht

Ä tunkli, chalti Winternacht
bringt Glick und Freid uf d'Wält,
nid Ryychtum, Gold und Silberpracht,
nid Ehr und Rüäm und Gäld.

Äs Chind im Chrippli, eifach, arm,
fir ys lyt's uf em Schtroh,
bringt alinä Liächt, macht alinä warm
und d'Wält wird pletzli froh.

Liäbs Chrischtchind i dr Heilig' Nacht,
bring Fridä, Glick und Freid,
Dü hesch dr Himmel offä gmacht:
erlees ys all vum Leid!

Ruedi Geisser

Rätsel im Dezember

Im Drehen muss ich gehen,
und niemand kann es sehen.
Sie müssen alle mit mir fort
und bleiben doch an ihrem Ort.

Was hat ein Engel,
der in den Mist
gefallen ist?
Lösungen ¹

¹ Die Erde Kotflügel

Das Sternbild Orion

Werden lang die Winternächte,
hält Orion Himmelswacht.
Auf die dunkle Erde funkelt
seines Gürtels Sternenpracht.

Wachsam folgen ihm die Hunde,
scheues Einhorn schimmert zart.
Fürchtet keins sich vor dem andern
auf der langen Himmelsfahrt.

Und der Hase und die Taube
hocken zu des Hüters Fuss.
Niederwärts nach Westen schwinget
silbern sich der Sternenfluss.

Um die kalte Wintererde
es wie Duft von Rosen weht,
wenn im Chor der Weihnachtssterne
der Orion leuchtend steht.

(Siehe auch „Sternstunden, Orion mit dem lichten Schwert“)

Noch ist Herbst ...

Noch ist Herbst nicht ganz entflohn,
Aber als Knecht Ruprecht schon
Kommt der Winter hergeschritten,
Und alsbald aus Schnee'es Mitten
Klingt des Schlittenglöckleins Ton.

Und was jüngst noch, fern und nah,
Bunt auf uns herniedersah,
Weiss sind Türme, Dächer, Zweige.
Und das Jahr geht auf die Neige,
Und das schönste Fest ist da.

Tag du der Geburt des Herrn,
Heute bist du uns noch fern,
Aber Tannen, Engel, Fahnen
Lassen uns den Tag schon ahnen,
Und wir sehen schon den Stern.

Theodor Fontane

Wintertrost

Welche Wandlung über Nacht
Hat den Wald beschlichen,
Braun noch gestern, sieht erwacht
Er sein Haar verblichen.

Eis mit langen Zapfen hängt
Rings von allen Ästen,
Weiss der Silberbart sich mengt
Mit des Laubes Resten.

Wohl, Natur in solchem Bild
Mahnt sie an das Alter,
Wäre nicht der Winter mild
Auch ein Welterhalter.

Lasse dort die Eiche, grau,
Näher dich belehren:
Rieselst erst des Frühlings Tau,
Wird das Grün ihr kehren.

Martin Greif

Winteranfang

Kommet ihr wieder,
Spinnende Nebel,
Füllend mit trübem
Wehen die Luft?

Wo sich geöffnet
Blume an Blume,
Liegt nun, errötend,
Schauernder Duft.

Ach, und ihm wehret
Kaum mehr die Sonne,
Wie es noch gestern
Sichtbar geschah.

Abend und Morgen
Scheinen im Dämmer
Nahe verwoben –
Winter ist da.

Martin Greif

Der Winter ist kommen

Der Winter ist kommen,
verstummt ist der Hain;
nun soll uns im Zimmer
ein Liedchen erfreun.

Das glitzert und flimmert
und leuchtet so weiss,
es spiegelt die Sonne
im blitzblanken Eis.

Wir gleiten darüber
auf blinkendem Stahl
und rodeln und jauchzen
vom Hügel ins Tal.

Und senkt sich der Abend,
geht's jubelnd nach Haus
ins trauliche Stübchen
zum Bratpfelschmaus.

Volksgut

Zum 6. Dezember

Ich bin der heil'ge Nikolaus,
ich komm herab vom Himmelshaus;
der Weg ist weit, der Wind ist kalt,
und ein Jahrtausend bin ich alt.
Im Himmel hab' ich Reich und Thron,
ein Zepter und eine goldene Kron'.

Doch jedes Jahr um diese Zeit
vor Weihnachten, wenn's stürmt und schneit,
da mach' ich durch die Welt die Rund'
und tu mich braven Kindern kund.
Gott grüsse euch, und seid nicht bang,
leicht ist die Prüfung und nicht lang.

Josef Georg Oberkofler

Vor Weihnachten

Heimliche Zeit,
Wenn es draussen friert und schneit,
Und der Christ ist nicht mehr weit!

Wie's tuschelt in den entferntesten Ecken,
Kichert und lacht!
Überall Bepacktsein, Verstecken;
Vorfreude: wie anderen Freude man macht!
Hoffen und Wünschen webt feiernd durchs Zimmer:
Ein Heinzelmännchen im Lampenschimmer.

Mich deucht, ich sah einen güldenen Schein:
Guckt da nicht Sankt Niklas zum Fenster herein?
Glocken erklingen in weiter Ferne.
Bratäpfelduft aus dem Ofen quoll.

Am nachtklaren Himmel schimmern die Sterne
Verheissungsvoll
Und schauen das Treiben und freuen sich mit
Bei der eilenden Menschen froh klingendem Schritt.

Friedvolles Hasten weit und breit:
Weihnacht ist nahe! O heimliche Zeit!

Albert Sergel

Guter Nikolaus

Guter Nikolaus,
komm in unser Haus,
triffst ein Kindlein an,
das ein Sprüchlein kann
und schön folgen will!
Halte bei uns still,
schütt dein Säcklein aus,
guter Nikolaus!

Kinderreim

St. Niklas

Gott grüss euch lieben Kinderlein,
Ihr sollt Vater und Mutter gehorsam sein,
So soll euch was Schönes bescheret sein;
Wenn ihr aber dasselbige nicht tut,
So bringe ich euch den Stecken und die Rut.
Amen.

Des Knaben Wunderhorn
(aus »St. Niklas«)

Nüsseknacken

Holler, boller, Rumpelsack,
Niklas trug sie huckepack,
Weihnachtsnüsse gelb und braun,
Runzlig, punzlig anzuschauen.

Knackt die Schale, springt der Kern:
Weihnachtsnüsse ess ich gern.
Komm bald wieder in dies Haus,
alter, guter Nikolaus!

Albert Sergel

Nussknacker

Nussknacker, du machst ein grimmig Gesicht –
ich aber, ich fürchte vor dir mich nicht:
Ich weiss, du meinst es gut mit mir,
Drum bring ich meine Nüsse dir.
Ich weiss, du bist ein Meister im Knacken:
Du kannst mit deinen dicken Backen
Gar hübsch die harten Nüsse packen
Und weisst sie vortrefflich aufzuknacken.
Nussknacker, drum bitt ich dich, bitt ich dich,
Hast bessere Zähne als ich, Zähne als ich.
O knacke nur, knacke nur immerzu!
Ich will dir zu Ehren
Die Kerne verzehren.
O knacke nur, knack knack knack! immerzu!
Ei, welch ein braver Kerl bist du!

A. H. Hoffmann von Fallersleben

Vom Honigkuchenmann

Keine Puppe will ich haben –
Puppen gehn mich gar nichts an.
Was erfreun mich kann und laben,
Ist ein Honigkuchenmann,
So ein Mann mit Leib und Kleid
Durch und durch von Süßigkeit.

Stattlicher als eine Puppe
Sieht ein Honigkerl sich an,
Eine ganze Puppengruppe
Mich nicht so erfreuen kann.
Aber seh ich recht dich an,
Dauerst du mich, lieber Mann.

Denn du bist zum Tod erkoren –
Bin ich dir auch noch so gut,
Ob du hast ein Bein verloren.
Ob das andre weh dir tut:
Armer Honigkuchenmann,
Hilft dir nichts, du musst doch dran!

A. H. Hoffmann von Fallersleben

Winterlied

Ja, der Winter, ja, der Winter
ist ein lieber Mann,
wo man weisse Bälle schmeissen,
Schlittschuhlaufen kann.

Wo der Vater aus der Kammer
Uns den Schlitten gibt,
Und man hoch vom Berge rodelt,
Dass es Funken stiebt.

Wo die Mutter Schokolade
Abends in die Tasse giesst,
Und man einen roten Apfel
Recht mit Lust geniesst.

Ja, der Winter, ja, der Winter
Ist ein lieber Mann,
Wo man weisse Bälle schmeissen,
Schlittschuhlaufen kann.

Cosmus Flam

Weihnachtsglocken

Süßer die Glocken nie klingen
als zu der Weihnachtszeit,
grad als ob Engelein singen
wieder von Friede und Freud,
wie sie gesungen in heiliger Nacht,
Glocken mit heiligem Klang,
klinget die Erde entlang.

Und wenn die Glocken dann klingen,
gleich sie das Christkindlein hört,
tut sich vom Himmel dann schwingen,
eilet hernieder zur Erd.
Segnet den Vater, die Mutter, das Kind.
Glocken mit heiligem Klang,
klinget die Erde entlang.

Klinget mit lieblichem Klange
über die Meere noch weit,
dass sich erfreuen doch alle
seliger Weihnachtszeit.
Alle dann jauchzen mit frohem Gesang.
Glocken mit heiligem Klang,
klinget die Erde entlang.

W Kitzinger

Winterlied

Das Feld ist weiss, so blank und rein,
Vergoldet von der Sonne Schein,
Die blaue Luft ist stille;
Hell wie Kristall
Blinkt überall
Der Fluren Silberhülle.

Der Lichtstrahl spaltet sich im Eis,
Er flimmert blau und rot und weiss
Und wechselt seine Farbe.
Aus Schnee heraus
Ragt nackt und kraus
Des Dorngebüsches Garbe.

Von Reifenduft befiedert sind
Die Zweige rings, die sanfte Wind'
Im Sonnenstrahl bewegen.
Dort stäubt vom Baum
Der Flocken Flaum
Wie leichter Blütenregen.

Tief sinkt der braune Tannenast
Und drohet mit des Schnees Last
Den Wanderer zu beschützen;
Vom Frost der Nacht

Gehärtet, kracht
Der Weg von seinen Tritten.

Das Bächlein schleicht, von Eis geengt;
Voll lauter blauer Zacken hängt
Das Dach; es stockt die Quelle;
Im Sturze harrt,
Zu Glas erstarrt,
Des Wasserfalles Welle.

Die blaue Meise piepet laut;
Der muntre Sperling pickt vertraut
Die Körner von der Scheune.
Der Zeisig hüpfet
Vergnügt und schlüpft
Durch blätterlose Haine.

Wohlan! auf festgediegener Bahn
Klimm ich den Hügel schnell hinan
Und blicke froh ins Weite
Und preise den,
Der rings so schön
Die Silberflocken streute.

Johann Gaudenz von Salis-Seewis

Advent

Es treibt der Wind im Winterwalde
die Flockenherde wie ein Hirt,
und manche Tanne ahnt, wie balde
sie fromm und lichterheilig wird;
und lauscht hinaus. Den weissen Wegen
streckt sie die Zweige hin – bereit,
und wehrt dem Wind und wächst entgegen
der einen Nacht der Herrlichkeit.

Rainer Maria Rilke

Leise rieselt der Schnee

Leise rieselt der Schnee,
still und starr ruht der See;
weihnachtlich glänzet der Wald:
Freue dich, Christkind kommt bald.

In den Herzen ist's warm,
still schweigt Kummer und Harm,
Sorge des Lebens verhallt:
Freue dich, Christkind kommt bald.

Bald ist die heilige Nacht,
Chor der Engel erwacht,
hört nur, wie lieblich es schallt:
Freue dich, Christkind kommt bald.

Eduard Ebel

Am Abend vor Weihnachten

Dämmerstille Nebelfelder,
schneedurchglänzte Einsamkeit,
und ein wunderbarer weicher
Weihnachtsfriede weit und breit.

Nur mitunter, windverloren,
zieht ein Rauschen durch die Welt,
und ein leises Glockenklingen
wandert übers stille Feld.

Und dich grüssen alle Wunder,
die am lauten Tag geruht,
und dein Herz singt Kinderlieder,
und dein Sinn wird fromm und gut.

Und dein Blick ist voller Leuchten,
längst Entschlaf'nes ist erwacht ...
und so gehst du durch die stille
wunderweiche Winternacht.

Wilhelm Lobsien

Dein Licht

*Lass warm und hell
die Kerzen heute flammen,
die Du in unsre
Dunkelheit gebracht,
führ, wenn es sein kann,
wieder uns zusammen!
Wir wissen es,
Dein Licht scheint in der Nacht.*

Dietrich Bonhoeffer

Der Weihnachtsbaum

Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen,
wie glänzt er festlich, lieb und mild,
als spräch er: »Wollt in mir erkennen
getreuer Hoffnung stilles Bild.«

Die Kinder stehn mit hellen Blicken,
das Auge lacht, es lacht das Herz,
o fröhlich, seliges Entzücken,
die Alten schauen himmelwärts.

Zwei Engel sind hereingetreten,
kein Auge hat sie kommen sehn;
sie gehn zum Weihnachtsbaum und beten
und wenden wieder sich und gehn.

»Gesegnet seit ihr alten Leute,
gesegnet sei du junge Schar!
Wir bringen Gottes Segen heute
dem braunen, wie dem weissen Haar.

Zu guten Menschen, die sich lieben,
schickt uns der Herr als Boten aus;
und seid ihr treu und fromm geblieben,
wir treten wieder in dies Haus!«

Kein Ohr hat ihren Spruch vernommen,
unsichtbar jedes Menschen Blick
sind sie gegangen, wie gekommen,
doch Gottes Segen bleibt zurück!

Gustav Hermann Kletke

Alle Jahre wieder

Alle Jahre wieder kommt das Christuskind
auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind.

Kehrt mit seinem Segen ein in jedes Haus,
geht auf allen Wegen mit uns ein und aus.

Ist auch mir zur Seite still und unerkant,
dass es treu mich leite an der lieben Hand.

Wilhelm Hey

O schöne Zeit

Zwar ist das Jahr an Festen reich,
Doch ist kein Fest dem Feste gleich,
Worauf wir Kinder jahraus jahrein
Stets harren in süßer Lust und Pein.
O schöne, herrliche Weihnachtszeit,
Was bringst du Lust und Fröhlichkeit!
Wenn der heilige Christ in jedem Haus
Teilt seine lieben Gaben aus.
Und ist das Häuschen noch so klein,
So kommt der heilige Christ hinein,
Und alle sind ihm lieb wie die Seinen,
Die Armen und Reichen, die Grossen und Kleinen.
Der heilige Christ an alle denkt,
Ein jedes wird von ihm beschenkt.
Drum lasst uns freun und dankbar sein!
Er denkt auch unser, mein und dein.

A. H. Hoffmann von Fallersleben

Das Christbäumchen

Ich kenn' ein Bäumchen gar fein und zart,
Das trägt euch Früchte seltener Art!
Es funkelt und leuchtet mit hellem Schein
Tief in des Winters Nacht hinein.
Das sehen die Kinder und freuen sich sehr
Und pflücken das Bäumchen und pflücken es leer.

Verfasser unbekannt

Vor dem Christbaum

Da guck' einmal, was gestern nacht
Christkindlein alles mir gebracht:

Ein Räppchen,
Ein Wägelein;
Ein Käppchen
Und ein Krägelein;
Ein Tütchen
Und ein Rütchen;
Ein Büchlein
Voller Sprüchlein;

Das Tütchen, wenn ich fleissig lern',
Ein Rütchen, tät' ich es nicht gern,
Und nun erst gar der Weihnachtsbaum,
Ein schönerer steht im Walde kaum.
Ja, schau nur her und schau nur hin
Und schau, wie ich so glücklich bin.

Friedrich Güll

Ein Winterabend

Wenn der Schnee ans Fenster fällt,
Lang die Abendglocke läutet,
Vielen ist der Tisch bereitet
Und das Haus ist wohlbestellt.

Mancher auf der Wanderschaft
Kommt ans Tor auf dunklen Pfaden.
Golden blüht der Baum der Gnaden
Aus der Erde kühlem Saft.

Wanderer tritt still herein;
Schmerz versteinerte die Schwelle.
Da erglänzt in reiner Helle
Auf dem Tische Brot und Wein.

Georg Trakl

Zur Jahreswende

Mit keinem Blümlein schmückt die Flur
Das Fest der Jahresneige,
In kahle Felder schaust du nur
Und auf entlaubte Zweige.

Da ringsum mangelt jedes Grün,
So lass' in dir es spriessen,
Und Hoffnung auf ein neu Erblüh'n
Das alte Jahr beschliessen!

Martin Greif

Die heiligen dre Könige

Die heiligen drei Könige aus Morgenland,
Sie frugen in jedem Städtchen:
Wo geht der Weg nach Bethlehem,
Ihr lieben Buben und Mädchen?

Die Jungen und Alten, sie wussten es nicht,
Die Könige zogen weiter;
Sie folgten einem goldenen Stern,
Der leuchtete lieblich und heiter.

Der Stern blieb stehn über Josephs Haus,
Da sind sie hineingegangen;
Das Öchslein brüllte, das Kindlein schrie,
Die heiligen drei Könige sangen.

Heinrich Heine

Von Gott gesandt

Wir treten herein ohn allen Spott,
ein schön guten Abend, den geb uns Gott.
Ein schön guten Abend, eine fröhliche Zeit,
die uns der Herr Christus hat bereit.
Wir kommen hierher von Gott gesandt
mit diesem Stern aus Morgenland.
Wir zogen daher in schneller Eil,
in dreissig Tagen vierhundert Meil.

Kinderreim

Orion mit dem lichten Schwert

Der Sternendrache reckt in der Weihnachtsmitternacht seinen langen Hals genau nach Norden zur Erde nieder, dorthin, wo Hagel, Schnee und Eis, Frost und beissend kalter Wind zu Hause sind.

Im Süden aber, wo am hohen Mittag die Sonne zu stehen pflegt, dort prangen die Mittwinter-, die Festtagssterne. Ein starker Gegner ist dem Drachen da aufgegangen, ein kühner Held mit schimmerndem Gürtel und blitzendem Schwertgehänge: Orion, der Himmelsjäger.

Hoch steht er über dem Horizonte, und prangt und prunkt mit hellen Sternen, dass es aussieht, als beherrschte er das ganze nächtliche Rund. Und so ist es auch: Orion ist König am Winterhimmel und hat sich diesen Platz durch seine tapferen Taten wohl verdient. – Dies ist seine Geschichte:

STERNSTUNDEN

Es war einmal vor langer Zeit ein armer Hirt, dem war die Frau gestorben, nachdem sie einem Knaben das Leben geschenkt hatte. Vater und Sohn wohnten in einem winzigkleinen Häuschen, das hatte Wände aus Lehm und ein Dach von Stroh.

Der Mann besass weder Äcker noch Weiden, auch keine Rinder oder gar Pferde, nur ein paar Schafe nannte er sein eigen, zu denen sich im Frühjahr hin und wieder ein Lämmchen gesellte. Die

Schafe schenkten dem Manne Milch, doch da er ja auch Mehl und Brot und noch manches andere zum Leben brauchte, hütete er für die Bauern sommerlang das Vieh in den Bergen, und die Bauern gab ihm als Lohn, was er für sich und das kleine Kind nötig hatte.

Wie der Junge heranwuchs, lernte auch er die Schafe hüten, und bald durfte man ihm die Herden des Dorfes allein anvertrauen. Mit denen stieg er in die Berge hinauf, höher, als sein Vater mit den Rindern sich wagen konnte.

Wenn der Junge dann an einem steilen Wiesenhang sass, um sich herum die Tiere das kurze, würzige Gras weiden sah und über sich in den Lüften die Schwalbenflügel im Wind rauschen hörte, dann war er von Herzen froh und hätte mit keinem König tauschen mögen.

Einmal aber – es war im Herbst, und frühmorgens hatte schon ab und zu Reif an Gräsern und Kräutern gehangen – brachen Wölfe in die Herde des Knaben ein. Mit knapper Not hatte er sich ihrer erwehren können, und hätten nicht seine beiden grossen Hunde ihm mutig geholfen, so wären gewiss nicht nur seine Schafe, sondern auch er selber zu Schaden gekommen. Trotz aller Tapferkeit aber konnte er nicht verhindern, dass die gierigen Tiere ein Lamm rissen und mit sich wegtrugen. Von diesem Tage an war der Junge noch wachsamer als sonst und dachte bei sich: Die Schafe und Lämmer sind wehrlos, wenn die grauen Wölfe sie anspringen. Ich bin ihr Hirt, ich will sie schützen und mit den wilden Tieren kämpfen.

Als es aber im nächsten Frühjahr sich zutrug, dass ein Adler ihm ein eben gebo-

renes Lämmchen mit scharfen Fängen mitten aus der Herde raubte, wusste der Junge sich vor Zorn und Kummer nicht zu lassen. Er trieb die Herde vom Berg hinunter, trat vor seinen Vater und sprach:

«In den Bergen leben Wölfe und Raubvögel, ich mag dort nicht länger sein. Die Dorfleute sollen sich einen anderen Schafhirten suchen, ich will in die Welt wandern und ein Jäger werden.»

Vergebens bat der Vater ihn zu bleiben, der Junge packte sein Bündel, bat den Vater um seinen Segen und machte sich auf den Weg. Er wusste nicht, wohin er sich wenden sollte und dachte deshalb: Ich will mich um nichts weiter kümmern und es meinen Füßen überlassen, die rechte Richtung zu finden.

Noch nicht lange war er gewandert, als er auf freiem Felde einen Hasen sah, der von einem Fuchs gehetzt wurde. Das arme Tier war schon müde gejagt, und weil es in seiner Todesangst keinen anderen Ausweg wusste, rannte es geradewegs auf den Jungen zu. Der wehrte seinen beiden Hunden, vertrieb den Fuchs mit dem Wanderstab, hob den Hasen vom Boden auf und sprach zu ihm:

«Du bist dem Rechten in die Arme gelaufen. Zuerst war ich ein Hirte, nun will ich mich als Jäger versuchen. Damit aber alle Welt sehen kann, dass die Wehrlosen und Schwachen von mir nichts zu fürchten haben, sollst du Häschen fortan mit uns ziehen, mit mir und meinen Hunden. Wir vier zusammen werden schon etwas ausrichten und uns nützlich machen können.»

Am Abend kamen sie in einen grossen Wald, und als es so dunkel geworden war, dass man nicht mehr die Hand vor Augen sehen konnte, sprach der Junge zu den Tieren:

«Wir wollen hier bleiben und uns auf dem weichen Moos ausruhen bis zum Morgen.»

Nach einer Weile kamen die Sterne hervor und im matten Schein erkannte der Junge, dass er gerade vor einem alten Gemäuer haltgemacht hatte. Es war ein hoher, runder Turm, und wie der Junge sich anschickte, da herumzugehen, um nach einem Eingang zu suchen, hörte er plötzlich über sich im Baum eine wilde Taube gurren. Zunächst ruckedikute sie nicht anders, als Tauben zu tun pflegen, dann aber kam es dem Jungen vor, als vernähme er Worte in dem Gurren, und zuletzt verstand er ganz deutlich, dass die Taube rief:

«Zu dunkler Stund
im Turmesrund
steig bis zum Grund
und suche.»

«Ei, du wunderlicher Rufer», dachte der Junge, «ich will sehen, was du Gutes für mich dort unten versteckt hast.» Und obwohl ihm unheimlich zumute war, wie die Fledermäuse um seinen Kopf flogen und fern die Eulen schuhuten, nahm er sich ein Herz, tastete, bis er eine Öffnung im Gemäuer fand, und stieg auf bröckelnden Stufen Schritt für Schritt in die Tiefe.

Endlich war es ihm, als sähe er in der Finsternis etwas leuchten. Er ging darauf zu und erkannte ein Schwert. «Das kommt mir wie gerufen», lachte der Junge, «nun mögen Wölfe und andere Räuber sich hüten, jetzt kann ich es wohl aufnehmen mit ihnen.»

Kaum aber hatte er ausgeredet, da hörte er über sich wieder das Gurren der Taube, und diesmal klang es ihm fast, als lachte sie ihn aus. Er lauschte und verstand:

«Lahmes Pferd

ist nichts wert – »

«Dazu brauchte ich dich nicht erst, um das zu wissen», wollte er hinaufrufen, doch da begann die Taube von neuem, und jetzt vollendete sie:

«Lahmes Pferd
ist nichts wert,
ohne Helm
führ nie das Schwert.»

«Kannst du mir verraten, wo ein Helm zu finden ist?» fragte der Junge. Doch wie aufmerksam er auch horchte, aus allen Rufen der Taube hörte er nichts anderes mehr heraus als «Ruckediku, ruckediku».

Als er mit dem Schwert in der Hand wieder bei seinen Tieren angekommen war, bemerkte er, dass die Hunde unruhig winselten. Das Häschen schlief friedlich mit offenen Augen, die Hunde aber gaben sich ganz närrisch und so, als wüssten sie sich vor Freude nicht zu lassen. Doch kehrten sie nicht ihm ihre Nasen und Ohren zu, sie schauten in das Waldesdunkel, als käme von dorthier etwas, das sie begrüßen wollten.

Dabei wagten sie sich nicht von der Stelle.

Es leuchtete aber aus dem Dickicht allmählich ein schwacher Schein auf, zuerst blausilbern wie Mondlicht, dann heller und heller, bis er glänzte wie frischgefallener Schnee, und schliesslich erschien in dem Schimmer ein Tier, zart und anmutig wie ein Reh. Schneeweiss glänzte sein Fell, die Hufe blinkten wie Silber, nur die Augen waren dunkel wie reife Brombeeren. Auf dem Kopfe trug das Tier ein

einziges, langes Horn, das glich einem Sonnenstrahl.

«Ein Einhorn!» staunte der Junge und wagte kaum zu atmen aus Angst, er könnte das wunderbare Tier verscheuchen. Das Einhorn senkte den Kopf, kratzte und grub mit seinem spitzen Horn im Moos, und ein Helm kam zum Vorschein, ein leuchtend goldener Helm. Kaum lag er auf dem dunklen Waldboden, da stampfte das Einhorn mit den Hufen, warf den Kopf zurück, sprang leicht wie eine Feder durch das Dickicht davon und war bald zwischen den Stämmen verschwunden.

Der Junge eilte auf den Helm zu, hob ihn hoch, setzte ihn auf den Kopf, und er passte wie angegossen. Es war aber, als ginge von dem Helm eine Kraft aus, die wie Feuer durch des Jungen Leib strömte, bis in Arme und Beine, in Hände und Füsse, in Finger- und Zehenspitzen hinein. Er fühlte sich so stark und so nach grossen Taten begierig wie nie zuvor in seinem Leben.

Inzwischen begann der Morgen zu dämmern. Die Sonne rötete die Baumeswipfel, und auf der Spitze der höchsten Tanne sass die Taube im Licht, die rief:

«Ruckediku, ruckediku,
Orion heissest künftig du.
Bist wohl bewehrt
mit Helm und Schwert.

Nur zu, ein König wartet dein,
der Quell, er will gehütet sein.
Erwirb dir den Gürtel von Edelstein,
Orion soll dein Name sein.
Hörst du mir zu?
Ruckediku, ruckediku!»

«Viel Wunderliches hab ich in dieser Nacht erlebt», sprach der Junge bei sich selbst. «Und da bisher alles eingetroffen

ist, wie die Taube gesagt hat, so wird sie wohl auch jetzt die Wahrheit reden.

Kommt, meine Tiere, wir wollen suchen, wo wir den König finden, der auf uns wartet!»

Also machten die Vier sich wieder auf den Weg. Nach einem Weilchen sahen sie, dass die Taube ihnen von weitem folgte.

«Nur zu», meinte der Junge, «fünf sehen mehr als vier, vor allem, wenn einer der fünf Flügel trägt.»

Nicht lange, so kamen sie in ein fremdes Land. Da gingen die Menschen still und traurig einher, als drücke sie alle ein schwerer Kummer. Niemand lachte, niemand sang, nirgendwo hörte man auch nur ein fröhliches Wort. Verwundert schaute der Junge das eine Weile an. Endlich fasste er sich ein Herz und fragte einen Mann, der des Weges kam, an was für einem Leid sie denn gar so schwer trügen. Der Mann schaute den Fremden prüfend an, betrachtete den Goldhelm, das Schwert und die Tiere und sagte dann: «Ehe ich dir antworte, nenne mir zuerst deinen Namen.»

Der Junge besann sich, dachte an die Worte der Taube und sprach:
«Orion werde ich genannt.»

Da fasste der Mann des jungen Hand. – «So bist du der Held, auf den wir lange schon warten», rief er. «Geschwind, folge mir, dass ich dich vor den König führe.»

Ehe der Junge recht wusste, wie ihm geschah, stand er schon in einem Thronsaal vor marmornen Stufen.

«Herr König», stammelte der Mann und verneigte sich tief, «hier bringe ich euch Orion, von dem euch geweissagt wurde, dass er allein unser Land aus der grossen Not erretten könne.»

Der Jüngling blickte auf. Er fiel vor dem König aufs Knie und sprach: «Er-

zählt mir eure Not. Wenn ich es vermag, will ich sie wenden.»

«Ach», begann da der König, «mein Land war einst fruchtbar und reich wie kein zweites auf Erden. Doch stammte all sein Segen aus einem einzigen Quell, der hoch im Berg aus den Felsen springt und mit seinem Wasser die Erde des Landes tränkt und nährt.

Seit sechs Jahren aber kommt alle Winter Nacht für Nacht ein Riese, dessen Atemhauch weit umher eisigen Frost verbreitet. Er legt, sobald die Abenddämmerung hereinbricht, seine Fäuste auf den Quell und haucht ihn an. Davon gefriert gleich alles in weitem Umkreis härter als der härteste Stein. Die Wasser des Quells ziehen sich in die Erdentiefen zurück. Das dauert, bis der erste Sonnenstrahl den Felsen trifft. Nun hat aber die Sonne im Winter nicht genug Kraft, um tagsüber das nächtliche Tun des Riesen vollends wieder gutzumachen. Deshalb rinnt das belebende Wasser von Tag zu Tag spärlicher. Und weil des Riesen Gewalt zudem von Winter zu Winter zunahm, floss der Quell von Jahr zu Jahr schwächer. In diesem Jahr kommt der Riese zum siebten Male, da will er sein schlimmes Werk vollenden und den Quell ganz zum Versiegen bringen. Das tut der Missgünstige, weil er weiss, dass in unserem Land einst die wunderbare Rose erblühen soll, die dem, der sie reinen Herzens anschaut, ewige Jugend verleiht. Die will er verdorren lassen, bevor sie noch grünte.»

«Und gibt es kein Mittel, das Tun des Riesen zu verhindern?» fragte der Jüngling.

«Wir wissen nur von einem einzigen», antwortete der König. «Der Held Orion mit dem lichten Schwert, so heisst es, müsse ohne eines anderen Menschen Hilfe hundert Nächte lang mit dem Riesen kämpfen. Und wenn er in keiner einzigen Nacht unterliege, sei des Bösen Macht gebrochen. Willst du, so beginnt morgen,

wenn die Sonne sinkt, die erste der hundert Nächte, die über Leben oder Tod dieses Landes entscheiden.»

«Ich will», sprach der Jüngling und erhob sich. «Lasst mich hinaufführen in die Berge, dorthin, wo der Quell entspringt. Aber meine Tiere müssen mit mir gehen, von denen trenne ich mich nicht.»

Voll Freuden liess der König zwei Diener kommen, die wiesen dem Jüngling den Weg. Am Nachmittag des folgenden Tages waren sie am Ziel angekommen. Die Diener kehrten eilends zur Stadt zurück, und als der Abend hereinbrach, stand der Jüngling mit seinen Tieren allein am Quell und erwartete klopfenden Herzens den Riesen. Der liess nicht lange auf sich warten. Er lachte, als er einen Menschen auf dem Felsen stehen sah, hauchte ihn mit seinem eisigen Atem an und rief:

«Das wird dir das Blut in den Adern erstarren lassen!»

Fast hätte das frostige Wehen den Jüngling zu Boden geworfen. Doch dann spürte er wieder, wie die Feuerkraft, die vom Goldhelm ausstrahlte, ihm durch den Leib strömte. Fest stellte er sich auf seine Füsse und rief dem Riesen zu:

«Wisse, man nennt mich Orion mit dem lichten Schwert!» «Oh, so muss ich mit dir kämpfen», knurrte da der Finstere.

Aus dem bläulichen Eis, das sich in weitem Umkreis rings um den Quell gebildet hatte, riss er ein gewaltiges Stück los und schwang es an Stelle einer Waffe. Orion zog sein Schwert, und nun begann ein Kampf, der ebenso schrecklich wie seltsam war. Der eine stand hüben, der andere drüben vom Quell. Der Jüngling konnte sich der ungeheuren Kräfte des Riesen nur erwehren, indem er flink wie ein Wiesel bald hierhin, bald dorthin sprang und mit nie ermüdender Wachsamkeit dem Eisklotz auswich, wenn der

niedersauste. Gleichzeitig versuchte er dem Riesen manche schlimme Wunde beizubringen. Das Ganze war so furchterregend anzusehen, dass die Tiere sich scheu zurückzogen und nur von weitem zuzuschauen wagten, dabei winselten die Hunde leise. So währte der Kampf die ganze Nacht. Zwar begannen die Kräfte des Riesen gegen Morgen allmählich zu erlahmen, doch fühlte auch Orion, wie die Müdigkeit ihn zu Boden werfen wollte. Mit Mühe hielt er sich aufrecht als der Riese sich nahte. Sooft in dieser Nacht der Kampf für Orion besonders bedrohlich werden wollte, sprangen die Hunde zu, schnappten dem Riesen nach Beinen und Rücken und bissen mit ihren scharfen Zähnen zu. Zwar konnte der Riese die vierbeinigen Helfer des Jünglings immer wieder abschütteln, doch verwirrten und behinderten sie ihn, und als der Morgen dämmerte, musste er sich auch für das achtundneunzigste Mal geschlagen geben.

Dankbar streichelte Orion seine Hunde. «Für diese Nacht hätten wir es wieder einmal geschafft», sagte er, «wie mag es uns in der nächsten ergehen?»

Es begann aber, sobald die drei müden Streiter im wärmenden Sonnenlicht eingeschlafen waren, an diesem Tage der Hase ein emsiges Tun. Jenseits der Quelle, wo der Riese während des Kampfes zu stehen pflegte, scharrte er ein Loch, so tief, dass er selber darin schliesslich ganz verschwand, und stundenlang kam er nicht wieder zum Vorschein. Gegen Abend erst tauchten die Hasenlöffel wieder auf.

Als im Kampf dieser vorletzten Nacht alle drei Streitenden sich der Wucht des Riesen kaum mehr zu erwehren wussten, brach plötzlich unter dem turmschweren Kerl der Boden ein, dass er stolperte, stürzte, und erst nach mühsamen Versu-

chen wieder auf die Füsse kam. Das gab Orion und den Hunden manchen Vorteil, und der Riese musste sich schliesslich besiegt davontrollen. Das Häschen aber trommelte mit seinen Läufen einen Freudenwirbel auf den Boden, weil ihm sein Vorhaben so gut geglückt war. Kaum dass der Riese fort war, machte es sich wieder an die Arbeit, scharfte noch eifriger und unterhöhlte den Boden noch weiter und tiefer als am Vortage.

So nahte die Nacht des letzten Kampfes, der alles entscheiden sollte. «Und kämest du mit hundert Hunden und gebrauchtest du tausend Listen, heute wird alles dir nichts nützen», brüllte der Riese, als er mit langen Schritten angestapft kam. Der Eisblock, den er sich diesmal als Waffe losriss, war gewaltig wie keiner bisher, und wenn er ihn in seiner Faust schwang, ging ein Heulen und Sausen durch die Lüfte, dass man meinen konnte, ein Berg stürzte nieder. Auch sah der Riese sich diesmal besser vor, und als der ausgehöhlte Boden unter ihm einbrach, stolperte und schwankte er nur ein wenig, ohne zu fallen.

Orions Knie begannen vor Erschöpfung zu zittern. Die Arme wollten ihm ermatet niedersinken, und er meinte schon, sein letztes Stündlein habe geschlagen. In diesem Augenblick hörte er durch das Kampfgetöse hindurch über seinem Haupte die Taube rufen:

«Ruckediku,
was zagest du?
Hab Zuversicht,
Tag bringt das Licht.
Der Stärk're bist du!
Ruckediku, ruckediku.»

Gleichzeitig vernahm der Jüngling, dass der Quell mit leisem Glucksen wieder zu

rinnen begann, und er spürte, dass die Taube mit ihren Flügeln ihm Tropfen des belebenden Wassers auf Stirn und Lippen sprühte. Da drang Orion frisch wie zu Beginn des Kampfes gegen den Riesen vor. Der Quell trennte die beiden Streitenden nicht mehr. Schritt um Schritt wich der Riese zurück, und mit jedem Fussbreit Boden, den er aufgeben musste, schien seine Kraft abzunehmen. Immer schwankender torkelte er rückwärts, und gerade, als Orion ihm die Spitze seines Schwertes auf die Brust setzen wollte, flog der erste Sonnenstrahl in den Himmel hinauf. Der Riese stolperte Hals über Kopf in eine tiefe Schlucht hinein, so dass er sich zu Tode fiel. Sein Sturz liess die Berge erzittern.

Im selben Augenblick brach mit Donnergetöse das Eis, das die Wasser des Quells so lange gefangengehalten hatte. Rauschend stürzten sie zu Tal, und wo die Tropfen auf Erde und Felsen sprühten, sprossen Gräser und Blumen hervor. Voll Freuden sah Orion das. Dicht neben dem Quell setzte er sich nieder, band Helm und Schwert los und legte sie auf den Boden. Das Häschen hüpfte auf seinen Schoss, die Hunde schmiegteten sich an ihn und das Täubchen setzte sich jenseits des Baches auf einen Stein und putzte sein Gefieder.

Da drangen aus dem Tal herauf Stimmen, und ein Weilchen später sah Orion unter sich auf dem Weg im Sonnenlicht eine Krone aufleuchten. Er erkannte Menschen, immer mehr und mehr, und es dauerte gar nicht lange, da stand der König vor dem Jüngling und reichte ihm einen goldenen Gürtel, der war über und über mit Edelsteinen besetzt, doch das schönste an ihm waren drei Diamanten, gross wie Taubeneier, die funkelten, dass es einem die Augen fast blendete.

«Nimm den Gürtel zum Dank für deine Tat», sagte der König, «und wenn der

Himmel meine Bitte erhört, wird er dir noch weit reicheren Lohn geben, als Menschen es vermögen.» Dann gürtete er den Jüngling, der froh vor ihm niederkniete, während alle Bewohner des Landes, die mit dem König gekommen waren, Orion zujubelten.

Endlich schickte man sich an, wieder niederzusteigen ins Tal. Doch wie der Jüngling sich bückte, um Schwert und Helm vom Boden aufzuheben, da löste der Helm sich auf in lauter goldenes Strahlen, so dass Orion mit den Händen in die leere Luft griff. Es war, als sei der Helm, der ihn in hundert Kämpfen geschätzt hatte, nichts weiter gewesen als verdichtetes Sonnenlicht. Des Jünglings gutes Schwert aber, das blieb ihm.

Was weiter geschah? In der Nacht, bevor jene wundersame Rose aufblühte, von der der König dem Jüngling gesprochen hatte, erhörte der Himmel des Königs Bitten und versetzte den Helden Orion zum ewigen Andenken an seine kühnen Taten unter die Sterne. Dort hält er die Wacht während der ganzen Zeit der dunklen Winternächte. Wenn der Martinsabend naht, zieht er nach Sonnenuntergang im Osten langsam herauf. Zur Mitternachtsstunde der Heiligen Nacht

steht er am höchsten, genau im Süden, dem Sternendrachen gegenüber. Und erst, wenn gegen das Frühjahr hin die Tage wieder länger zu werden beginnen, verlässt er seinen Hüterplatz am Himmel.

In klaren Nächten sieht man Orion mit hellen Sternen auf die Erde funkeln. An seinem Edelsteingürtel glänzen die drei Diamanten, sein Schwert schimmert. An Orions rechtem Fuss beginnt der Sternfluss Eridanus seinen gewundenen Lauf und erinnert an den lebenspendenden Quell, den der Held befreite. Um den Strahlenden versammelt sind alle seine treuen Tiere: Zu Füßen hockt mit langen Ohren der Hase; dicht über dem Horizonte, zuweilen ganz versteckt im Dunst, sitzt die scheue Taube. Grosser und kleiner Hund folgen ihrem Herrn zur Linken. Jeder, von ihnen wurde zum Lohn für sein tapferes Helfen mit einem besonders hellen Stern beschenkt. Und zwischen den beiden Hunden – nur für scharfe Augen an besonders klarem Himmel zu entdecken – ist als zarter Zug von drei kleinen Sternen das Einhorn im Sprung gezeichnet.

Werden lang die Winternächte,
hält Orion Himmelswacht.
Auf die dunkle Erde funkelt
seines Gürtels Sternenpracht.

Wachsam folgen ihm die Hunde,
scheues Einhorn schimmert zart.
Fürchtet keins sich vor dem andern
auf der langen Himmelsfahrt.

Und der Hase und die Taube
hocken zu des Hüters Fuss.
Niederwärts nach Westen schwingst
silbern sich der Sternenfluss.
Um die kalte Wintererde es
wie Duft von Rosen weht,
wenn im Chor der Weihnachtssterne
der Orion leuchtend steht.

Aus Erika Dühnforts Sternbilder-Geschichten „Vom grössten Bilderbuch der Welt“, Verlag Freies Geistesleben

Chlausjagen am Rigi

Alljährlich begeht an einem Abend der ersten Dezemberwoche (um St. Niklaus herum) der Schwyzer Bezirkshauptort Küssnacht am Vierwaldstättersee sein grosses Dorffest. Durch die völlig verdunkelten Strassen zieht ein einzigartiger Umzug: Weit über hundert Lichtkläuse wirbeln in geisterhaftem Tanz wie Irrlichter durch die Nacht. Sie tragen die riesengrossen, von innen beleuchteten Bischofshüte, die sogenannten «Iffelen» (von lateinisch *inful* = Stirnbinde als Abzeichen der Würde) auf dem Kopf und lange, wilde Wergbärte. Diese Hüte sind oft weit über meterhohe, durch gestanzte geometrische Muster bunt belebte Kartonkunstwerke. Es braucht kräftige Muskeln, sie abendlang herumzutragen. Ein Trupp von «Geisselchlepfern» bereiten den «Iffelern» den Weg. Mit gut drei Meter langen Peitschen werden ohrenbetäubende «Schüsse» abgegeben. In geisterhaftem Heerzug folgen den Lichtkläusen Hunderte von «Trichlern»; das sind Männer in weissem Hirtenhemd und Kapuze, die mit umgebundenen Kuhschellen im Gleichschritt einen eindrücklich dumpfen Lärm erzeugen. Eine Schar von Hornbläsern untermalt das Dröhnen der «Trichler». Der ganze Zug erinnert ans opferheischende

Heer von Totengeistern, deren Wiederkunft man früher eben zur Zeit der Wintersonnenwende, der langen Nächte also, sehr fürchtete. Indem man sie darstellte, glaubte man, Macht über sie zu gewinnen. Bis vor kurzem sollen die Küssnächter mit ihren Schellen auch um die heimischen Obstbäume gezogen sein und an deren Stämme geschlagen haben.

Also hat die Chlausjagd mindestens zwei Bedeutungen: Ausser dem Gedanken, rächende Todes- und Mittwinterdämonen darzustellen und abzuwehren, liegt dem Lärm auch die Absicht des Aufweckens natürlicher Lebenskräfte zugrunde. Sicher mischen sich in den heutigen Brauch alte heidnische Elemente mit christlichen. So schreitet seit rund fünfzig Jahren auch der gaben spendende Sankt Nikolaus im Umzug mit. Offenbar wollte damit die Sankt Niklausengesellschaft, die heute die Chlausjagd organisiert, dem wilden Geisterzug eine gütig-freundliche Note einfügen.

Hannes Sturzenegger

Mit Fest und Brauch
durchs ganze Jahr

Weihnachtsbaum und Weihnachtsklotz

Mit Fest und Brauch
durchs ganze Jahr

Nicht überall und nicht zu allen Zeiten hat man Weihnachten mit dem grünen Lichterbaum und gegenseitigen Geschenken gefeiert, wie es heute zumeist üblich ist. Erst im 18. Jahrhundert drang der Christbaumbrauch aus dem Elsass in die Schweiz ein. Erst brachte der Weihnachtsmann, später das liebe Christkind das mit Zuckerwerk behangene Lichterbäumchen den vornehmen Stadtkindern. In einfacheren ländlichen Verhältnissen wurde die Stube mit einem grünen Weihnachtsstrauss geschmückt; Kerzen kamen erst später hinzu. Schmucklose, immergrüne Zweige von Tanne, Eibe, Stechpalme und Wacholder oder Äste von Kirschen-, Apfel- und Lindnbäumen, rechtzeitig geschnitten und auf Weihnachten zur Blüte gebracht, fanden Verwendung als Zimmerdekoration. Zu allen Zeiten erblickte man im mittwinterlichen Grün die Verheissung neuer Fruchtbarkeit. Die Kirche sah ungern, wie sich das Volk hoffnungsvoll ans irdische Grün klammerte und wehrte sich lange gegen den grünen Schmuck der Stube. Dennoch finden wir heute die schönsten Christbäume in Kirchen!

Grundsätzlich ist der mit Geschenken behangene Baum älter als der weihnachtliche Lichterbaum. Der Weihnachtsbaum kann uns zeigen, wie rasch doch ein Brauch als uralt gilt.

Ein anderer, uns wenig bekannter Vorläufer des Weihnachtsbaumes ist der «Christblock» oder «Weihnachtsklotz» («ceppo di Natale», «cusch da Nadal», «bûche de Noël»). So heisst das grosse Holzstück, das man am Weihnachtsabend im offenen Kaminfeuer anbrennen lässt. Der Klotz war einst weitherum von Nordeuropa bis Griechenland bekannt. Da er von einem offenen Kamin abhängig ist, verschwand er überall mit diesem, sobald bessere Heizsysteme aufkamen. In den romanischen Landesteilen hat er sich bei uns am längsten gehalten; dort ist auch der Weihnachtsbaum zuletzt bekannt und beliebt geworden. Die Reste des Weihnachtsklotzes bewahrt man sorgfältig auf. Entweder legt man den angekohlten Stumpf unters Dach, um das Haus vor Blitzschlag und Feuer zu bewahren, der man benützt die Asche als wunderwirkendes Zaubermittel, Böses abwehrend und Gutes bewirkend. Auch das Schenken, das vom Bescheren durch überirdische Mächte zu unterscheiden ist, ist nicht allorts und seit je an Weihnachten üblicher Brauch gewesen. Im Tessin etwa werden noch heute die Kinder eher am Dreikönigstag beschenkt, und zwar füllt man ihre Schuhe mit Gaben, die – wie man den Kindern erzählt – von bescherenden Mächten durch das Kamin geworfen werden. Im Fest des christlichen Heilandes ist besonders der Baum – genau wie der Holzklotz – ein

Element aus vorchristlichen Vegetationskulten.

An einem Freitag kurz vor Weihnachten gehen im zürcherischen Ottenbach die «Schnabelgeissen» um. Diese dämonischen Schreckgestalten sehen zwar ganz anders aus als die lärmigen Küssnachter Kläuse: Es sind gehörnte, langschnäblige Tiergeister, die mit furchterregendem Klappern ihrer hölzernen Schnäbel in den

dunklen Dorfstrassen all denen Schreck einflössen, die ihren Weg kreuzen. Ihr Lärmen aber sowie die Verhüllung in weisse Leintücher, das Heischen von Gaben, die Jagd auf Opfer, ihr Rächen und Strafen erinnert doch sehr an die Chlausjagd in Küssnacht am Rigi. Es handelt sich um eine andere Erscheinungsform derselben mittwinterlichen Dämonenwelt.

Hannes Sturzenegger

IM GARTEN

Winterruhe

Der Garten hat sich jetzt auf die lange Winterruhe eingestellt. Das Laub ist von den Bäumen gefallen, die allerletzten Blumen sind verblüht und nichts erinnert mehr an die leuchtende Farbenpracht. Das Obst ist im Keller gelagert worden, und die Gemüsebeete sind abgeerntet - bis auf den Federkohl, der erst durch Frost den rechten Geschmack bekommt. Dennoch kann sich der Gartenfreund, sogar in diesem Monat, da alles zu schlafen scheint, an einer ganz besonderen Blüte freuen: der Christrose. Auch die Schneeheide zeigt ihre dunkelrosa und weissen Blütchen. Wer jetzt eine Frühlingsahnung ins Zimmer holen möchte, schneidet am 4. Dezember Barbarazweige und hat dann zum Weihnachtsfest herrliche Blütenzweige von Forsythien, Winterjasmin, Kirschen, Pfirsiche, Zierpflaume oder Zierquitte.

Barbarazweige

Sie gehören zu den liebenswertesten Erscheinungen des Dezembers: Die Blütenknospen der Sträucher und Bäume, die sich im zeitigen Frühjahr öffnen und deshalb um diese Zeit schon fix und fertig an den Pflanzen vorgebildet sind. Schneidet man sie an St. Barbara (4. Dezember), dann blühen sie – weil sie etwa drei Wochen zur Entwicklung brauchen – zu Weihnachten. Der Name «Barbara-Zweig» gilt auch dann, wenn sie am 10. Dezember geschnitten werden oder später, damit man Silvester- oder Neujahrsblüten für die Bodenvase gewinnt.

Geeignet als Lieferanten für die Bodenvase voller Frühlingsblütenzweige im Winter sind eine Vielzahl von Ziergehölzen: Forsythien, Flieder, Mandelbaum, Kornelkirsche, Schneeball, Schlehe, Rotdorn, Seidelbast, Kastanien, Zierquitten,

Kätzchenweiden, Spiräen, Weigelien, Deutzien, Zaubernuss und echter Jasmin. Und auch alles, was an Blütenzweigen beim Obstbaumschneiden abfällt: Kirschen, Apfel- und Birnbaum-Zweige und die Zweige der Beerenobststräucher. Auch Buchen- und Birkenzweige gehören dazu, die dann erstes, wundervoll zartes Grün in die Vase bringen.

Man schneidet die Enden der Zweige etwas schräg an und entfernt vorsichtig auch ein Stückchen der Rinde, weil sie so das Wasser besser aufnehmen können. Dann sollte man sie einen Tag lang in eine Wanne mit handwarmem Wasser legen, das durch gelegentliches Nachfüllen von heissem Wasser vor dem Abkühlen bewahrt wird. Danach die Zweige frisch anschneiden und in der mit temperiertem Wasser gefüllten Bodenvase ins warme Zimmer stellen. Aber nicht in

Heizungsnähe, weil sonst die Gefahr besteht, dass die Knospen austrocknen. Der Platz soll warm, aber nicht zu hell sein. Erst wenn die Knospen aufbrechen, stellt man sie näher ans Fenster.

Wenn man eine Blumenspritze (einen Zerstäuber) besitzt, sollte man die Zweige täglich wenigstens einmal mit lauwarmem Wasser übersprühen. Denn Wärme und Feuchtigkeit bewirken immer frühzeitiges Blühen.

Christrose (Nieswurz)

Die Christrose ist so etwas wie ein botanisches Wunder. Vom Frühjahr bis in den späten Herbst, ja bis zum Winter, wenn im Garten alles blüht und reift, rührt sich bei der Christrose, auch häufig unter dem Namen Nieswurz bekannt, einfach nichts. Nur die immergrünen, gelappten Blätter sind in dieser Zeit zu sehen. Doch wenn die ersten Fröste im Land waren und längst Schnee liegt, dann wird sie wach und beginnt zu blühen. Die Christrose (Hel-

leborus) aus der Familie der Hahnenfußgewächse stammt aus dem Mittelmeerraum und Kleinasien, wo sie schon im Altertum als Gift- und Heilpflanze bekannt war.

STANDORT UND PFLEGE

Die Christrose bevorzugt halbschattige Stellen unter Büschen und Bäumen. Auch im Steingarten gedeiht sie gut. Sie mag gern kalk- und lehmhaltige Böden. Auf keinen Fall sollte sie an windigen Plätzen gepflanzt werden. Der Boden darf nie ganz austrocknen, denn die Christrose hält sich nur auf feuchtem Boden. Sie mag keinen Platzwechsel.

VERMEHRUNG

Die Christrosen werden im Frühjahr, nach der Blüte, durch Teilung vermehrt. Wird durch Samen vermehrt, muss die Aussaat unmittelbar nach der Reife der Kapseln erfolgen. Die Samen würden sonst ihre Keimfähigkeit verlieren. Mit den ersten Blüten kann man im zweiten oder dritten Jahr nach der Aussaat rechnen.

Wenn der Samichlaus kommt

Was es alles braucht, um ein erfolgreicher Samichlaus zu sein. Welche Chlausbräuche in der Schweiz gefeiert werden.

Kind und Samichlaus sind gerade in unseren Breitengraden zwei untrennbare Begriffe.

Nehmen wir einen Geistesblitz von Altmeister Wilhelm Busch (1832-1908) voraus und wandeln einen seiner Sprüche leicht um: «Samichlaus werden ist nicht schwer, Samichlaus sein dagegen sehr! »

Das oft verwendete, überlieferte Bild vom teils strafenden, teils lobenden, stets aber polternden Mann mit wallendem, langem Bart, mit Sack und Fitze, passt vielen Eltern nicht mehr in ihr Erziehungskonzept. Zudem rutscht die Altersgrenze der felsenfest an den Samichlaus glaubenden Kinder von Jahr zu Jahr tiefer.

Zusammen mit dem Psychologen Dr. Michael Preisig zeigen wir Ihnen einen Katalog all jener Dinge, die es zu berücksichtigen gilt, um als Samichlaus Erfolg zu haben.

- Eltern gibt's, die drohen das ganze Jahr mit dem Samichlaus. Sie bauen dabei (vielleicht unbewusst) die Figur eines «Böölimas» auf, der es dann am 6. Dezember den unfolgsamen Kindern strafend heimzahlen wird. Das ist falsch. Sinnvoller ist, wenn einzelne Punkte zu einem «Sündenregister» das ganze Jahr hindurch gesammelt werden, ohne dass stets eine Drohung damit verbunden ist. Richtig ist auch, wenn man in den Wochen vor dem Samichlaustag die Kinder

vermehrt darauf aufmerksam macht, dass ein Besuch des Samichlaus bevorsteht.

Ein paar Gedanken zum «Sündenregister». Es sollten immer die drei folgenden Elemente berücksichtigt werden: Was hat die kleine Susi oder der kleine Peter das Jahr hindurch gut gemacht; was waren die grössten Fehler und wie können diese in der nahen Zukunft ausgemerzt oder verhindert werden.

Der wahre Samichlaus erfüllt seine Aufgabe nur dann richtig, wenn er sinnvolle Ratschläge geben kann. Diese sollten – auch beim begabtesten Samichlaus-Schauspieler – nicht seiner Phantasie entspringen, sondern auf klaren Aussagen der Eltern basieren. Wichtig: Das Elternpaar soll sich ruhig die Zeit nehmen, diese Erziehungsratschläge vorgängig gründlich miteinander zu besprechen.

- Die entscheidende Frage taucht immer wieder auf: Woher kommt der Samichlaus eigentlich. Wir geben Ihnen im folgenden eine gekürzte Form der St.-Nikolaus-Legende. Als besondere Serviceleistung gleich in Mundart. Das Wort hat der Samichlaus:

«Wüssed ihr, woher de Samichlaus chunnt? Nei, das wüssed ihr nöd. Me cha säge, usem Wald und usem Waldhüeli; wäge mine, aber ich will eu jetzt verzelle, woher. Vor vile hundert Johre hät wyt im Oschte en heilige Maa gläbt, en Bischof isch es gsy, ebe de heilig St. Nikolaus. Er isch en ryche Maa gsy, hät vil Gäld und Güeter gha. Aber s Gäld hät

em nüt bedüüetet. Alles, was er gha hät, hät er under di Arme und Chranke verteilt. Er isch vor allem en grosse Chinderfründ gsy. Wänn er über Land und dur d'Ortschafte glaufe-n-isch, so sind em d'Chind i grosse Schaare naagschprunge, und für ali hät er e guets Wort und e-n-offni Hand gha. 1 synere

Chlauszyt

*Juhui, sisch wider Chlausezyt,
juhui, s Chrischtchind isch nümme wit!
So tönt es hüt i mängem Huus,
und s Chint, es luegt zum Fänschter us:
chunnt ächt de Chlaus au nannig bald?
Macht vor ein Huus er wüerkli halt?
Nimmt er en schwere Sack zur Hand,
fein gfüllt bis ufe fascht an Rand?
Mol jetzt, ich ghör en schwere Schritt
und fin derzue em Eseli sin Tritt.
Und wüerkli, lueg, er haltet aa,
lat s Eseli eleige schtaa,
es rüeft em zue Jja – Jja,
da inne sötts es Chind na ha,
wo lang, lang scho uf dich tuet warte,
bis länksch de Schritt dur sin Garte.
De Chlaus, de gat uf d'Schtube zue,
det inne isch e gschpässigi Rue.
Ganz fescht hebt s Chind de Mueter
d'Hand,
de Chlaus weiss wüerkli allerhand:
vom Schrüete und vom Nöd-schön-Ässe,
au s Gueti hät er nöd vergesse.*

*Im ganze sig er zfride gsi,
und s Chrischtchind
chöm ja schliessli gli,
er well en guete Bscheid ihm Gä,
mer soll sich na chli zäme nä.
Jetzt chunnt de grossi Auegblick,
vom Sack löst er de dicki Schrick.
Nei, wie glänzet d'Chinderauge,
e so vill Guets – s isch nöd zum glaube.*

*Jetzt wüünscht de Chlaus zu gueter Letscht
eus allnefür d'Zuekunft numme s'Besch.*

Güeti wär er sogar so wyt gange, dass er sys Vermöge sogar unglych verteilt hetti. Für di eine zvil, so dass dänn für di andere zwenig blibe wär. Er hät aber, was für die damaligi Zyt üblich gsy isch, en Sklav oder en Lybeigene gha, wo ihn überall

*Er schtampfet zu der Schtube us,
bringt Freud is nächshti Chinderhuus.*

hy begleitet hät. Hüt würd me säge, er heig en Diener oder gar en Sekretär gha.

Aber jetzt chunnt s'wichtigst: De Sklav hät sich nöd müesse ducke, er hät sym Meischer immer wider müesse säge: «Du dörfsch nöd alles a eim Ort Gä, det häts au no Armi und det hy müe mer au no ga.» Er hät au ufgschribe, was d'Chind Guets und Böses gmacht händ und öbs de Eltere gfolged heiget.

Und dänn isch es cho, wies bi eus Mänsche ahne chunnt, de gueti Maa isch gschorbe. So wyt ume als mer en kännt hät, und das isch wyt gsy, isch es grosses Briegge und Chlage agange und all Chind händ zum Liebgott bättet, er söll ene au de gueti liebi Maa wider schänke.

De Liebgott hät de heilig St. Niklaus nöd wider zum Läbe erweckt, aber er hät die Bitt vo de Chind doch erfüllt. Er hät e paar Hundert bravi Manne demit beufreit, das, was de heilig St. Niklaus gmacht hät, i sim Sinn und Geischt wyterzmache! Allne Chind Freud zmache, s'guet und s'bös vor d'Auge z'füere, di Chranke z'bsueche und ene Muet z'mache und s uffzmuntere.

Ihr händs vorig scho gmerkt: Sogar de Sklav vo damals, wo ein St. Niklaus so vil gholfe hät, isch au wider da. So schtönd mir da vor eu als treui Nachfolger vo eusem Vorbild: ich als Samichlaus und er als min treue Hälfer, de Schmutzli.

So und jetzt wüessed er, wer mir sind, und wer jetzt na nöd an Samichlaus glaubt, dem isch nöd z'hälfe. Will mer jetzt grad eso schön binenand sind, wänd mir emol lose, was de Schmutzli z'verzelle weiss und was er vo eu i sym grosse rote Buech ufgschribe hät. Also säg, was häsch du mir zbrichte?

- Eines muss präzisiert werden: Nicht immer besteht die Möglichkeit, dass der angefragte Samichlaus auch noch

Du weisch es scho

*Samichlous, du weisch es scho,
dass i nid grad gäng ha to,
win i eigetlech hätt sölle;
aber sicher weisch du o,
dass is eigetlech hätt welle.*

seinen Helfer, den «Schmutzli» mitnehmen kann. Wenn dem so ist, verliest eben der Samichlaus selbst das «Sündenregister».

- Sehr wichtig bei der Chlausfeier ist die Kleidung. Der Samichlaus muss möglichst natürlich wirken und deshalb auf künstlichen Firlefanz verzichten. Geeignet ist ein langer, dunkler Mantel mit Kapuze, hohe, währschafte Schuhe oder Stiefel. Natürlich muss ein Bart getragen werden, der am Zweckmässigsten hinter den Ohren befestigt wird. Die Augenpartie sollte insofern nicht durch eine Sonnenbrille und ähnliches abgedeckt sein, weil der Blickkontakt zwischen Samichlaus und Kind ganz entscheidend ist. Mit der Augensprache muss der Samichlaus versuchen, beim kleinen Susi und

beim kleinen Peter Vertrauen zu gewinnen. Sinnvoll ist auch, wenn der Chlaus neutrale Handschuhe trägt. Wenn er diese aber auszieht, sollte kein Ehering zum Vorschein kommen, sonst stellt vielleicht der vorwitzige Peter die Frage: «Samichlaus, was macht eigentlich deine Frau?»

Ein weiterer wichtiger Punkt sind die Mittel, die ein Samichlaus einzusetzen hat. Falsch ist, wenn er die Stimme verkrampft, so dass ein Krächzen entsteht. Ebenso unklug ist das bewusst tiefe Reden. Am natürlichsten wirkt der Samichlaus, wenn er zwar behäbig und langsam, aber in seiner gewohnten Tonlage spricht. Jeder erzieherische Wert fällt dahin, wenn man mit Hilfe von kabarettistischen Mitteln versucht, die Kinder einzufangen. Hingegen gewinnt der praktizierende Samichlaus spielend das Vertrauen der Kinder, wenn er sich zwar bestimmt, aber gutmütig und verständnisvoll gebärdet.

Lassen wir den Samichlaus nochmals selbst zu Worte kommen. Er könnte zum Beispiel formulieren: «Jedes Johr, wänn Tage chürzer und d'Abig länger werdet, dänn isch d'Zyt da, wo-n-ich mich mues uf d'Socke mache, will alli Chind planged und sich freued bis ich chume. Ich gang zu allne, öb gross oder chly, öb arm oder rych, öb brav oder bös – und zu wele ghörsch du?» (Er zeigt auf den kleinen Peter, der die Überzeugung hat, immer brav gewesen zu sein). Reaktion des Samichlauses: «Säb wämmer dänn no luege, öbs schtimmt.»

Das kleine Susi aber gesteht treuherzig, hie und da mal böse gewesen zu sein.

Samichlaus: «Das freud de alti Samichlaus, dass dir s'Gwüsse seit, du söllisch d'Wohret säge; aber es würd wol nid eso schlimm sy mi dinere Bösi.»

- Zu lange sollte der Besuch eines Samichlauses nie dauern. (Er ist ja sowieso ein vielbeschäftigter Mann!) Ideal wäre, wenn er sich jedem Kind zwischen einer Viertel- und einer halben Stunde widmet. Immer soll das entsprechende Kind belohnt werden durch eine Eigenleistung: ein Spruch wird aufgesagt, ein kurzes Musikstück auf der Blockflöte gespielt.
- Ein Samichlaus ohne Geschenk ist kein echter Samichlaus. In Absprache mit den Eltern bringt er in seinem Sack all jene herrlichen Dinge mit, die man von einem Chlaus erwartet: Äpfel, Nüsse, Mandarinen und so weiter. Vielleicht ist zudem noch ein kleines persönliches Geschenk für die Kleinen dabei.
- Auch wenn sie unter keinen Umständen gebraucht werden soll, eine Fitze oder Rute ist immer dabei. Eine Drohgebärde mit ihr sei die Norm bei unfolgsamen Kindern; geschlagen wird nie!

Das berühmte rote oder schwarze Buch, aus dem das «Sündenregister» ersichtlich wird, sollte möglichst neutral wirken, und nicht aus der

Jetzt isch er do

*Der Samichlous isch cho!
Do steit er, lueget nume!
Er luegt ir Stuben ume
wowohl, jetzt isch er do!*

*Der Samichlous isch do!
Jetzt chas de Wienacht wärde
u Friden uf der Ärde
und i bi richtig froh!*

Hausbibliothek der besuchten Familie stammen. Kinder sind sehr aufmerksam und merken's bestimmt, wenn Vaters Lexikon als Samichlaus-Buch hinhalten muss. –

- Die Geldfrage zum Schluss. Der wahre Samichlaus «arbeitet» gratis. Bei Berufschläusen sind Honorare zwischen zehn und höchstens fünfzig Franken üblich.

Rolf C. Müller

Der Adventskalender

Alljährlich im Spätherbst legen die Papeterien ihr Kalenderangebot in die Schaufenster. Neben den neuen Bild- und Abreisskalendern für die kommenden zwölf Monate entdeckt man in den Auslagen auch die bunten Adventskalender, die – wie die Bezeichnung sagt – als Zeitmesser nur im Advent sinnvolle Verwendung finden. Obwohl sie seit einigen Jahrzehnten regelmässig auf dem Markt erscheinen, hat sich die Volkskunde bis jetzt kaum mit dieser modernen Gattung populärer Druckgraphik befasst.

Die Geschichte des Adventskalenders

Anfangs der fünfziger Jahre begann der Münchner Verlag Adolf Korsch mit der Produktion und dem Vertrieb von Adventskalendern. Im dortigen Firmenarchiv befindet sich eine Aktennotiz von 1955 mit folgendem Wortlaut: «Ein Herr Lang (...) bezeichnete sich als den Erfinder des Adventskalenders. Seine ersten Modelle entstanden im Jahre 1908». Tatsächlich scheint Gerhard Lang, so der volle Name dieses Herrn, der erste zu sein, der gedruckte Adventskalender in den Handel gebracht hat. Er war nämlich seinerzeit Inhaber der Münchner Druckerei und Lithographie-Anstalt Reichhold & Lang. Bei Werner Galler, dem Verfasser des Wiener Ausstellungskatalogs, erfahren wir, dass als frühestes Erscheinungsdatum bereits das Jahr 1903 in Frage kommt. Diese zeitliche Korrektur dürfte durch den Umstand Gewicht bekommen, dass Reichhold & Lang um 1928 einen Katalog herausgaben, wo der

«Weihnachtskalender» mit dem Titel «Im Lande des Christkinds» als «Jubiläumsausgabe des ersten Adventskalenders, mit Goldhintergrund» angepriesen wird. Im gleichen Katalog finden sich mit dem gleichen Titel auch zwei billigere Ausgaben «zum Ausschneiden und Kleben». Dieser ist übrigens als Bastelkalender konzipiert. Die ersten Adventskalender erschienen also zu einer Zeit, als etwa die Münchner Bilderbogen und Papierkrippen noch in grosser Zahl zu haben waren. Einen Einblick in das breite Angebot und in die Variationen gibt der genannte Katalog, wo es auf dem Titelblatt unter anderem heisst: «Die Münchener Adventskalender, überhaupt die ersten ihrer Art, zeichnen sich dadurch aus, dass sie nach Entwürfen namhafter Künstler gearbeitet sind, das Gemüt des Kindes besonders ansprechen und so recht den Zauber der bevorstehenden Weihnacht verbreiten.» Darunter finden sich neben Kalendern zum Öffnen und Ausbrechen (für einmaligen Gebrauch) auch verschiedene Abreisskalender. Die einen sind zum Aufhängen, manch andere aber zum Aufstellen (Stellkalender) wie etwa das «Adventshäuschen», wo «in den Öffnungen buntfarbige Engelsfiguren» erscheinen. «Christkindleins Haus» war sogar zum Füllen mit Schokolade gedacht. Dies erinnert an Gerhard Langs Motivation: «Seine Mutter nähte ihm als Vierjährigem 24 Gebäckstücke an einen Karton, um ihm die Wartezeit auf das Christkind zu versüssen», womit die zuweilen zu hörende Ansicht widerlegt wäre, dass der selbstgebastelte Adventskalender jünger sei als der gedruckte. Als andere Vor-

formen, die eine erzieherische Hinführung auf das Christfest bezwecken, seien erwähnt: das Einlegen von Strohhalmen in eine leere Krippe, die Klausenhölzer und das Anbringen von Kreidemarkierungen: «Du! In 23 Tagen ist Weihnacht! ‘rief Werner in den Korbwagen hinein. ‘Verstehst du?’ Hans lachte. ‘Wernermann, tu nicht so grossartig. Du weisst ja selber nicht, wieviel 23 Tage sind!’ ‘Doch, das weiss ich gut! Ein Tag ist, wenn man aufsteht, und 23 Tage ist, wenn man vielmal aufsteht, und dann ist Weihnacht!’ Lotti aber lief ins Schlafzimmer, um an ihr und an Mariannes Bett mit Kreide 23 lange Striche zu zeichnen. ‘Oder ich mach mir 24, Sophie! Dann kann ich heute abend schon eines auswischen.’» (Ida Bindschedler, *Die Turnachtkinder im Winter*)

Das Erscheinen des Adventskalenders in der Schweiz

Beim Adventskalender handelt es sich also um «einen der vielen Beiträge, den Deutschland zum Weihnachtsbrauch und zur Weihnachtssymbolik geleistet hat». Wie und wann hat er aber seinen Weg in die Schweiz gefunden?

Frl. Dr. Elsbeth Liebl, Basel, und der in Liestal aufgewachsene Dr. Eduard Strübin, Gelterkinden, erinnern sich, Adventskalender bereits um 1925 gesehen zu haben. Letzterer teilte ergänzend mit, dass «solche Kalender mit Fensterchen und viel Flitterwerk» in zwei Liestaler Geschäften ausgestellt waren und dass seine Mutter dann ca. 1928 einen für die jüngern Schwestern gekauft hatte». Seit diesem Jahr sind sie ebenfalls Frl. Dr. Marie-Louise Portmann, Basel, bekannt. Zwischen 1926 und 1930 erfreuten Adventskalender auch die Kinder in dem Basler Pfarrhaus, in welchem Frau Mar-

gret Pfister-Girard, Andelfingen, aufgewachsen ist. Sie hat uns vier Kalender aus dieser Zeit leihweise überlassen und einige Angaben dazu gemacht. Es handelt sich um eine «Weihnachts-Uhr für Kinder» aus dem Verlag der St. Johannis-Druckerei Dinglingen (Baden), um ein Adventshäuschen aus dem gleichen Verlag, um eine Advents-Kapelle und um den Abreisskalender «Nun singet und seid froh!», die zwei letzteren leider ohne Verlagsangabe.

Diesen Kalendern gemeinsam ist die ausgeprägt christliche Thematik. Mit Ausnahme von jenem mit der Kapelle, wo Engel hinter den Türchen erscheinen, steht das Wort im Vordergrund. So schiebt man den Zeiger bei der «Adventsuhr» täglich auf einen neuen Bibelvers (1. Dez.: «Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an» . 4. Dez. – «Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr» . Bibelverse finden sich auch in den Fensterchen des Adventshäuschen und auf den Kalenderblättern des Abreisskalenders. Alle diese Kalender wurden übrigens nicht von den Eltern in Basel gekauft, sondern sind Geschenke der Tante in Zürich («einer christlich eingestellten Gymnasiallehrersfrau»), einer befreundeten Pfarrersfamilie im württembergischen Backnang oder – im Falle des Abreisskalenders einer Freundschaftstante in Zürich.

Aus ländlichen Gegenden erreichten uns drei Belege. Im Zürcher Unterland kannte man den Adventskalender bereits um 1930, ein Mitte der dreissiger Jahre in Zürich gekaufter Kalender mit einer Drehscheibe wurde in Zollikon gebraucht, und in Sarnen begann der dortige Papeterist ebenfalls Mitte der dreissiger Jahre mit dem Verkauf .

Aus dem sanktgallischen Flawil: «Es gibt Familien, in denen für die Kinder Ad-

ventskalender (Abreiss- oder Aufklebekalender) gebräuchlich sind.»

Adventskalender mit profanem Bildprogramm sind keineswegs eine Erscheinung unserer Tage, obwohl Kalender mit «Schlumpfen» und Figuren aus der «Muppet-Show» zur heutigen Konsum-Weihnacht zu passen scheinen. Dass Weihnacht gerade auch für Kinder das «Fest der Geschenke» ist, wurde schon recht früh in den Fensterchen der Kalender angedeutet. In der NS-Zeit scheint sich die Profanierung verstärkt zu haben. Frau M. Pfister hat uns ein um 1940 erworbenes Exemplar zur Verfügung gestellt. Der Kalender der Malerin Sulanüth Wülfing zeigt – so der Text auf dem Schutzumschlag – hinter den Klappen «neue Bilder aus der Welt der Märchen und Legenden, hinführend zur Erfüllung aller Adventshoffnung, der Mutter mit dem Jesuskinde». Gestalten aus deutschen Volkserzählungen haben sonst Gewohntes weitestgehend abgelöst. Völlig unverdächtig geblieben ist allerdings die Verwendung dieses Kalenders. Er besitzt indes nur neun Klappen, die laut beigegebener Gebrauchsanweisung an den vier Adventssonntagen, am Nikolaus-tag, an den Tagen vor dem Heiligen Abend und an diesem selbst geöffnet werden sollen.

Dass ein Adventskalender nicht unbedingt genau 24 Türchen haben muss, zeigen uns auch andere Beispiele, so etwa die vor 1930 gedruckte «Adventskapelle» mit bloss fünf Türchen, die wohl an den vier Adventssonntagen und am Heiligen Abend aufgemacht werden sollten. Von der Überlegung ausgehend, dass der Advent ja bereits in den letzten Novembertagen beginnen kann, besitzt andererseits das früher erwähnte «Adventshäuschen» (St. Johannis-Druckerei Dinglingen) 28 Fensterchen, während andere, auch solche neuesten Datums, 25 Öffnungen aufweisen oder wie der «Dreikönigs-

Kalender» (Ars Sacra Josef Müller München) vom 1. Dezember bis zum 6. Januar reichen. Schliesslich sei erwähnt, dass der Verlag Reichhold & Lang neben seinen Adventskalendern auch «Nikolauskalender» im Angebot hatte, die den Zeitraum vom 6. Dezember bis zum Heiligen Abend umfassten.

Nach den bisherigen Belegen scheint der Adventskalender spätestens um 1925 in der Schweiz aufgetaucht zu sein. Noch haben wir zu wenig Anhaltspunkte, um abschliessend die Ausbreitung darstellen zu können. Analog aber zum Vorgang in Deutschland und in Österreich, haben wohl auch hier vorerst Stadtkinder in bürgerlichen Häusern den neuen Zeiteiler kennen gelernt. Erstaunlich rasch aber erschien er auch auf dem Lande, wie die Angaben unserer Gewährspersonen zeigen. Wir müssen uns allerdings bewusst sein, dass wir es beim Adventskalender mit einem Handelsartikel zu tun haben, der von den Verlagsanstalten an Lieferfirmen und Feinverteiler in weite Teile der Welt geschickt wurde. Für eine Verbreitung mit kommerziellen Folgen sind zumindest punktuell auch Verwandte und Bekannte in Deutschland und in den Städten verantwortlich.

In weiten Kreisen populär dürfte der Adventskalender in der Schweiz erst nach dem Zweiten Weltkrieg geworden sein. Man könnte von einer seither ungebrochen zunehmenden «Adventskalender-Flut» sprechen. Anteil daran haben aber nicht nur jene Kalender, die durch den Papierwarenhandel angeboten werden. Adventskalender werden auch als Werbemittel eingesetzt. Bekannt ist seit vielen Jahren die «Adventslaterne», die im November die Büchse eines kräftigenden Frühstücksgetränkes zierte. Eine Konkurrenz für die Kalender aus der Papeterie sind auch die Kalender aus der Süswarenindustrie und die Zeitschriften, welche alljährlich mit entsprechenden

Bastelvorschlägen aufwarten. Bloss erwähnen, aber nicht erörtern wollen wir an dieser Stelle den Gebrauch des Adventskalenders im Kindergarten und in der Schule. Unserer Ansicht nach sind sie

zwar im Einzelfall als Innovatoren nicht auszuschliessen, dürften aber doch im allgemeinen eine untergeordnete Rolle gespielt haben und noch spielen.

Alter Christbaumschmuck

Nachdem in der Dämmerung der Baum aus dem Wald geholt war, stieg bei uns im Kinderzimmer die Spannung. Bis endlich, endlich das Gebimmel der Messingglocke uns erlöste und sich die Tür zum Weihnachtszimmer öffnete. Jedes Jahr die gleiche angespannte Erwartung, jedesmal die gleiche staunende Überraschung vor dem deckenhohen, glitzernd geschmückten Baum. Obwohl wir die Kugeln, Engel, Vögel und Sterne ja schon «ewig» kannten. Elf Monate lang lagen sie kaum beachtet in der Weihnachtskiste auf dem Estrich, zusammen mit Kerzen, Lamettas und dem «Püster», einem schwarzglänzenden Rohr, ebenso brauchbar beim Anzünden wie beim Ausblasen der oberen Kerzen.

Gerade das sich alljährlich wiederholende Ritual mit all seiner Spannung, dem Lichterglanz und der genau bestimmten Reihenfolge der Weihnachtslieder macht für mich heute in der Rückschau den Reiz des Weihnachtsfestes aus. Aus solchen Erinnerungen heraus begann vor einem Dutzend Jahren die Rheintalerin Elsbeth Messmer bei Trödlern und Antiquitätenhändlern nach altem Christbaumschmuck zu forschen.

«Ich habe gerne Dinge um mich, die schon einmal gelebt haben», gesteht sie. «Für mich war ein Tannenbaum mit modernem Schmuck einfach kein Christbaum. Für mich musste an Weihnachten alles so sein, wie ich es in Erinnerung hatte.»

Oft erntete Elsbeth Messmer mit ihren Fragen bei den Händlern verständnislose Blicke. Einmal machte der Angesprochene aus seiner Meinung keinen Hehl: «Sie sind wohl nicht ganz bei Trost, sol-

chen Plunder zu sammeln, so was wirft man heutzutage doch weg!»

Damals konnte man «solchen Plunder» noch schachtelweise für ein paar Franken haben. «Natürlich war in einem Karton auch viel Unbrauchbares. Höchstens drei oder vier wirklich alte Stücke waren manchmal darunter», erinnert sie sich. Aber gerade das macht einen Teil des Sammelreizes aus. «Bei mir war kein System dahinter. Ich habe nie verkündet: Jetzt sammle ich Christbaumschmuck. Das hat einfach so angefangen, dann ist mit der Zeit daraus eine Leidenschaft geworden.»

Elsbeth Messmers Vorliebe gilt den Objekten der Biedermeierzeit. Ihre Sammlung umfasst hauptsächlich Glasschmuck. Das mag daher kommen, dass ihre zweite Leidenschaft alte Gläser sind.

«Für Christbaumschmuck und Glas habe ich einfach ein Auge. Da spüre ich sofort, ob die Sachen echt sind, auch wenn man es erst auf den zweiten Blick erkennen kann.»

Von Sammelleidenschaft ergriffen

In Messmers schmalbrüstigem Riegelhaus in St. Gallen, hinter der Kirche von St. Georgen, zeugt alles von der Sammelleidenschaft der fünf Bewohner. Uhren, Stiche, Ostereier, Katzenbilder – alles scheint den Familienmitgliedern des Aufbewahrens wert zu sein. Das Haus selber soll aus der Zeit des Dreissigjährigen Krieges stammen und als Gesindehaus zu einem benachbarten Frauenkloster gehört haben. Im Volksmund hiess es «Das Haus zu den Engeln».

Es gäbe wohl keinen passenderen Namen, keinen schöneren Rahmen für Els-

beth Messmers etwa sechshundertteilige Christbaumschnuck-Sammlung.

Manches Stück hat eine eigene Geschichte, wie das Jugendstilherz, das noch aus ihrem Elternhaus stammt. Oder der läserne Engelskopf, wie der prächtige Glasreiherr ein Geschenk ihres Mannes. Eines der ersten wertvollen Stücke der Sammlung, das schillernde Füllhorn, fand sie unter haufenweise wertlosem Zeug in einer riesigen Schachtel.

Manche Objekte stammen aus Tauschgeschäften: «Einmal wechselt ein selbergemaltes Osterei den Besitzer gegen Christbaumschmuck, einmal tauschte ich sogar einen alten WC-Griff aus Porzellan gegen ein siebzigjähriges gläsernes Kaffeekännli. – Ich sammle kein Kapital, sondern Erinnerungsstücke!» lacht Elisabeth Messmer über ihre Leidenschaft.

Christbaumschmuck, wie wir ihn kennen, gibt es noch gar nicht so lange. Noch vor 99 Jahren, 1883 nämlich, kehrte der Samichlaus aus dem Osten «mit sym Bäumlü von Frücht und Liechtre un goldige-n Öpfel» heim an den Zürichsee. So hat der Autor einer langen Samichlaus-Saga, Friedrich-Otto Pestalozzi, den damals für die Schweiz noch typischen Christbaumputz beschrieben. Noch. Denn ächtigen Früchte und seltenen Schleckwaren zu verdrängen.

Die Mode der mit Papier, Wachsfiguren und Watte buntgeschmückten Tannenbäume hatte sich vom Elsass her über ganz Europa verbreitet. Seit die Glasbläser im Thüringer Wald statt ihrer unmöglich gewordenen Perlenketten um 1850 herum begonnen hatten, Glasspielzeug und Christbaumschmuck herzustellen, hingen immer weniger essbare Gaben im Baum. Dafür «Reflexe», Kugeln, deren sternförmige Vertiefungen das Kerzenlicht reflektierten. Oder verdoppelte und

aufgesetzte Kugeln, gedrehte und geformte Zapfen, Nüsse und Tropfen und andere verspielte Formen. Das innen verspiegelte Material schimmerte und glänzte. Engelshaar und leonische Drähte, gekräuselte Metallfäden, verstärkten das Glitzern. Gelegentlich wurden die Objekte mit wasserlöslichen Gelatinefarben bemalt.

Der überladene Baur der Zwischenzeit

Der Christbaum mitsamt seinem Schmuck wurde zu einem Statussymbol, modischen und wirtschaftlichen Strömungen unterworfen. Bald einmal hingen Häuser, Musikinstrumente, Kaffee- und Teetöpfe und Pilze im Baum. Die technische Entwicklung brachte Autos, Zeppeline, Fesselballone, Schiffe, Glühlampen und anderen technischen Schnickschnack. Mit der Zeit wandelte sich so der ursprüngliche Gabenbaum für die Kinder zum vollbeladenen «industriellen» Baum, neben dem sich um die Jahrhundertwende als Gegensatz der strenge, ganz in Grün und winterlichem Weiss gehaltene Silberbaum» durchsetzte.

Auch die späteren Modeströmungen beeinflussten stets den Baumschmuck aus allen erdenklichen Materialien, wie Papiermaché, Holz, geprägtem Karton und Messing. Aber am unwiderstehlichsten, der Inbegriff des typischen Weihnachtsschmuckes, blieben die begehrten zerbrechlichen Dinge aus Glas.

Mürra Zabel

Nikolaus, eine Legende der Liebe

Wer ist dieser mal schmalgesichtige,
ernste, mal pausbäckige, lachende
Mann, der uns am 6. Dezember froh und
munter sein lässt? Warum reden die
einen vom heiligen Nikolaus, die andern
vom Weihnachtsmann? Ist er, der
Äpfel, Nüsse und Mandelkerne bringt,
derselbe wie jener, der für unfolgsame
Kinder eine Rute hinterlässt? Ist er
ein Allerweltsheiliger, der nach Lust und
Laune für die eigenen Zwecke
zurechtgebogen werden kann, ein Hans-
dampf in allen Gassen ... oder
steckt vielleicht doch mehr dahinter?
Robert Hotz berichtet.

Ob Sankt Nikolaus, Weihnachtsmann oder Väterchen Frost, es ist unter den verschiedensten Bezeichnungen und Erscheinungsformen doch stets derselbe, der weltweit so sehr in das vorweihnächtliche und weihnachtliche Volksbrauchtum dieser Erde eingegangen ist, dass sich viele Leute gar nicht mehr der Ursprünge dieser legendenumwobenen Gestalt bewusst sind. Die verschiedenen Erscheinungsformen des heutigen Nikolaus haben in der Tat oft auch nur noch wenig mit jenem Bischof von Myra gemeinsam, der einst als heiliger Wundertäter Geschichte machte. Nur die Kirche des Ostens hat das Bild dieses Bischofs in seiner ursprünglichen Gestalt bewahrt. Nach dem Heiligenkalender wird sein Todestag am 6. Dezember begangen.

Erstaunlich bleibt es trotzdem allemal, dass ausgerechnet eine religiöse Persönlichkeit aus dem fernen Lykien in Kleinasien die ganze Welt zu erobern und dasselbst auch noch in säkularisierter Form

zu überdauern vermochte. Dabei sind nicht einmal historische Belege über das Leben und Wirken eines Bischofs Nikolaos erhalten, was allerdings nicht beweist, dass dieser nicht existiert hätte. Die Zeugnisse von der Verehrung, die einem heiligen Nikolaos, Bischof von Myra, entgegengebracht wurde, reichen immerhin bis ins 6. Jahrhundert zurück.

Wann und wo lebte er?

Es sind ausschliesslich Erzählungen aus dem Bereich frommer Legendenbildung, aus denen sich Lebensdaten des heiligen Wundertäters von Myra entnehmen lassen. Sofern die Legenden stimmen, dürfte Nikolaos um die Wende vom 3. zum 4. Jahrhundert gelebt haben. Er war demnach ein Zeitgenosse von Kaiser Konstantin d. Gr. und des Ersten Ökumenischen Konzils (325), an dem er jedoch nicht teilgenommen hat, da seine Unterschrift auf den Konzilsakten fehlt.

Dieser Zeitbestimmung entsprechend gehörte das Wirkungsfeld des hl. Bischofs von Myra damals zum Römischen Reich. Schon der Apostel Paulus hatte in Lykien missioniert und, wie die Apostelgeschichte berichtet, in Myra das Schiff gewechselt (Apg. 27, 5). Myra heisst heute Demre, wobei die türkische Benennung wahrscheinlich aus «ta myra» entstanden ist. Demre ist ein kleines und bei aller Armut liebliches Städtchen an der türkischen Riviera (in der Provinz Antalya), wo noch immer die Ruinen einer Basilika, die acht Meter tief im Schwemmsand stehen, auf die Grabstätte des Bischofs von Myra hinweisen.

Zweimal, nämlich 808 und 1034, war die Kirche über dem Grab des Heiligen bereits bei Arabereinfällen zerstört worden, bevor der byzantinische Kaiser Konstantin IX. Monomachos und die Kaiserin Zoe im Jahre 1042 auf den alten Fundamenten und unter Einbezug bestehender Bauteile eine dreischiffige Basilika mit Zentralkuppel errichten liessen, die mit dem Ende der byzantinischen Herrschaft im 13. Jahrhundert ebenfalls zerfiel.

Der Heilige in der Legende

Soweit zum Wirkungsfeld des Bischofs. Doch es war ja nicht die historische Persönlichkeit als solche, sondern deren legendäre Gestalt, welche schliesslich auf dem ganzen Erdkreis zur Verehrung des heiligen Wundertäters Nikolaos führte. Offensichtlich wurde dabei ein ganz spezifisches Bild von Heiligkeit zum Ausdruck gebracht, welches in besonderer Art das Vertrauen der Menschen weckte. Deshalb sei im Folgenden versucht, aus den legendarischen Berichten die Typologie des hl. Nikolaus zu erheben, welche uns unter Urnständen einen klareren Eindruck von der Persönlichkeit des Bi-

schofs von Myra zu vermitteln vermag, als alle historische Daten.

Kaum früher als 460 und sicherlich nicht später als 580 dürfte die älteste und zentralste aller Nikolauslegenden entstanden sein, die sog. «Praxis de stratelatis», welche von der Befreiung dreier ungerecht zum Tode verurteilter Feldherren berichtet und den hl. Bischof Nikolaus als mutigen Kämpfer gegen die politische Willkür und das damit verbundene Unrecht der Mächtigen zeigt:

Auf ihrem Heerzug nach Phrygien, wohin sie Kaiser Konstantin zur Niederschlagung eines Aufstandes entsandt hatte, mussten drei Feldherren mit ihren Truppen wegen ungünstigen Winden in Andriake, dem Hafen von Myra, zwischenlanden. Da die Soldaten alsbald zu plündern begannen, eilte Nikolaus nach Andriake und erzwang die Wiederherstellung der Ordnung. Während der Abwesenheit des Bischofs liess sich der kaiserliche Statthalter in Myra durch Bestechung dazu verleiten, drei Unschuldige zum Tode zu verurteilen. In letzter Minute erschien Nikolaus mit den Feldherren auf dem Richtplatz. Er entriss dem Scharfrichter das Schwert, rettete die Verurteilten und zog den Gouverneur zur Rechenschaft.

Die drei Strategen hatten Grund, sich dieser Szene zu erinnern. Dass ihnen nämlich das Volk in Konstantinopel nach ihrer siegreichen Rückkehr einen triumphalen Empfang bereitet hatte, weckte den Neid der Höflinge. Diese klagten die Feldherren beim Kaiser der Verschwörung an, der die Heerführer umgehend ins Gefängnis werfen liess. Von seinem Günstling Ablabios angestachelt, verurteilte Konstantin die drei Strategen zum Tod. In der Nacht vor der Hinrichtung erinnerten sich die Verzweifelten des hl. Nikolaus und riefen ihn im Gebet um Hilfe an. Dieser erschien daraufhin sowohl dem Kaiser als auch Ablabios im Traum und bedrohte beide mit einem schrecklichen

Tod, falls die Verurteilten nicht freigelassen würden. Da beide unabhängig voneinander den gleichen Traum geträumt hatten, nahmen sie die Drohung ernst. Die solcherart vom Tod bewahrten Feldherrn aber reisten nach Myra, um dem Wundertäter ihren Dank abzustatten.

Zum ältesten Legendengut, das Nikolaus ebenfalls als wirksamen Helfer in der Not erscheinen lässt, gehört auch jene Erzählung von den drei armen Jungfrauen, die nicht heiraten konnten, weil es ihnen an der Aussteuer gebrach. Der verzweifelte Vater aber, der keinen Ausweg mehr wusste, riet schliesslich seinen drei Töchtern, sich als Dirnen zu verkaufen. Weil er aber zugleich Gott um Hilfe anflehte, griff Nikolaus als Gottes Werkzeug ein und befreite die Bedrängten aus ihrer Not, indem er jeder Tochter zu nächtllicher Stunde heimlich ein Säcklein Gold durchs Fenster warf.

Im Mittelalter galt deshalb schon der Name des Heiligen als ein Omen. Nikolaos setzt sich nämlich zusammen aus «nikos», d. h. Sieg, und «laos», d. h. Volk. Er bedeutet demnach «Sieg des Volkes», weil er – wie argumentiert wurde – das Volk durch sein Beispiel lehrt, die Sünde zu überwinden. Die zweite Psalmzwischenstrophe der östlichen Vigilfeier (Feier am Vorabend eines Festes) formuliert dies so:

«Mit Recht trägst du des Sieges Namen.
denn du erzeigst dich den Gläubigen
allzeit als starker Helfer,
heiliger Nikolaus, Hoherpriester Christi.
Allen, die voll Liebe zu dir sich .flüchten,
eilst hilfreich du zur Seite;
bei Tag und bei Nacht
erscheinst du den Gläubigen
und rettetest sie aus Unheil und Bedrängnis.»

Damit ist die zentrale Eigenschaft des Bischofs von Myra umschrieben: Er ist ein Nothelfer in allen Lagen, oder – wie ihn die Ostkirche nennt – «Nikolaus, der Wundertäter». Nach den Urlegenden war der Bischof von Myra unzweifelhaft ein sozialer Heiliger, dessen Stärke nicht im Moralisieren, sondern im konkreten Tun lag. Und um diese Charakteristik rankte sich in der Folgezeit ein reicher Blütenkranz von immer phantastischer ausgeschmückten Legenden.

Im 8. Jahrhundert finden sich erste schriftliche Belege für jene Art von Erzählungen, in denen Nikolaus Seeleuten, die ihn in ihrer Todesnot anrufen, auf ihrem Schiff erscheint und dieses sicher in einen rettenden Hafen fährt. Bei diesen Legenden dürfte der Seesturm auf dem See Genzareth und Jesu Eingreifen als Vorlage gedient haben. Jedenfalls wurde mit solchen Wunderberichten Nikolaus geradezu als Schutzheiliger der Seefahrer empfohlen. Und die Seeleute dankten es ihrem Patron, dass sie seinen Ruhm und sein Lob weiterverbreiteten.

Der Raub der Reliquien: die «translatio»

Über Byzanz, wo sich, wie eine prachtvolle Kirche beweist, die Kaiser Justinian dem Heiligen am Goldenen Horn errichten liess, die Nikolaus-Verehrung bereits um die Mitte des 6. Jahrhunderts eingebürgert hatte, wurde diese durch die byzantinischen Missionare zu den slawischen Völkern getragen und erreichte auf den Handelswegen im 7. Jahrhundert auch Rom. Schon im 8. Jahrhundert wurde daselbst ebenfalls sein Fest begangen. Auch in den italienischen Handelsstädten, die mit Byzanz in engem Kontakt standen, fand der Heilige bald einmal viele Anhänger. Und die Benediktinermönche von Monte Cassino, dem hl. Bischof von Myra besonders zugetan,

sorgten für die Ausbreitung der Nikolaus-Verehrung im Abendland.

Schon im 9. Jahrhundert hatten es die Venezianer verstanden, ihre politische Macht auch religiös zu untermauern, indem sie sich 829 die von zwei Handelsreisenden in Alexandrien gestohlenen Überreste des hl. Markus aneigneten. Und als Stadt der Seefahrer wäre Venedig durchaus bereit gewesen, auch noch den Gebeinen des hl. Nikolaus einen Platz in seinen Mauern zu gewähren. Diesmal aber kamen den Venezianern die Leute aus Bari, das nicht bloss ein wichtiger Handelsplatz in Apulien, sondern auch ein grosses Erzbistum mit Suffraganen in Unteritalien und Dalmatien war, zuvor. Im Jahre 1087, relativ kurze Zeit vor dem Ersten Kreuzzug nach Jerusalem (1096-1099), entsandten die Bewohner von Bari drei Schiffe nach Andriake, um sich die begehrten Reliquien zu beschaffen. Die Räuber hatten leichtes Spiel, war doch in den Achtziger Jahren des 11. Jahrhunderts durch die Invasion der türkischen Seldschuken Lykien und damit natürlich auch Myra weitgehend entvölkert worden.

Wie die Räuber berichteten, so fanden sie beim Aufbrechen der Grabplatte die Gebeine des Heiligen in Myron schwimmend vor. Zwei Priester, von den Dieben frommerweise mitgenommen, bargen die kostbaren Reliquien. Als die Schiffe mit ihrer Fracht am 9. Mai 1087 in Bari einliefen, kannte die Begeisterung der Bevölkerung keine Grenzen. Als bald wurde mit dem Bau einer mächtigen Basilika begonnen. Bereits im Jahre 1089 konnten die Gebeine des Heiligen im Altar der Krypta in einem Schrein beigesetzt werden. Papst Urban II. (1088-1099) weihte den Altar in höchsteigener Person und erhob auch den 9. Mai zum allgemeinen Kirchenfest, das in recht vomehmer Umschreibung der eigentlichen Tatsachen den Titel «Translatio», das heisst «Über-

tragung der Reliquien», erhielt und auch von den orthodoxen Slawen in ihren Kirchenkalender übernommen wurde.

Ob es sich bei den Reliquien, die in der Krypta von Bari ruhen, tatsächlich um die Gebeine des verehrten Bischofs von Myra handelt, ist bis heute umstritten. Sicher ist nur, dass die Gebeine von Bari, wie zuvor schon in Myra, auf bisher völlig ungeklärte Weise eine eigenartige, wasserklare Flüssigkeit absondern, rund sieben bis acht Liter pro Jahr, heute wie einst ein begehrtes Kaufobjekt für Pilger. Verständlicherweise gab die Übertragung der Nikolaus-Reliquien nach Bari der Verehrung des heiligen Bischofs im Abendland ganz neue Impulse. Doch es war nicht mehr die ursprüngliche Gestalt des östlichen Bischofs, die da verehrt wurde, sondern eine Mischung von zwei Personen gleichen Namens.

Ein Heiliger aus zweien

Im Jahre 565 wurde nämlich im lyrischen Sionkloster ein Heiligenleben über dessen Abt Nikolaos verfasst, der im rund 100 Kilometer von Myra entfernten Pinarra Bischof geworden und 564 im Rufe der Heiligkeit gestorben war.

Es war beinahe unvermeidlich, dass nachfolgende Generationen diese Lebensbeschreibung des heiligen Abtes von Sion, der den gleichen Namen wie sein Amtsbruder in Myra trug, aus derselben Provinz wie dieser stammte und ebenfalls Bischof war, auf den Heiligen von Myra übertrugen. Daraus ergab sich jedoch eine ganz erhebliche Erweiterung der ursprünglichen Typologie. Nikolaus von Myra wurden nun auch Charakterzüge zugeschrieben, die unverkennbar ein asketisches Mönchsideal widerspiegeln. So soll der Heilige angeblich schon als Kleinkind am Mittwoch und am Freitag, den östlichen Fasttagen, nur einmal die Mutterbrust genommen haben.

Nachdem schon die Vermischung des Legendenguts von zwei Heiligen gleichen Namens das Bild des Heiligen von Myra erheblich verändert hatte, fügte fromme Phantasie des Mittelalters noch weitere Wundererzählungen hinzu. Eine nordfranzösische Legende des 11. Jahrhunderts wusste zu berichten, dass Nikolaus drei von einem Wirt aus Habgier ermordete, zerstückelte und eingepökelte fahrende Schüler wieder zum Leben erweckte.

Nikolaus von Myra als Standespatron

Diese Konzentration verschiedenen Legendengutes auf die Person des hl. Nikolaus machte ihn zum geradezu idealen Schutzpatron vieler mittelalterlicher Stände, wobei es gelegentlich nicht grotesker Details ermangelte. Dass ihn Seeleute, Fährmänner, Flösser und Schiffbauer zu ihrem Standesheiligen erhoben, war nur logisch, denn er galt schliesslich als Retter aus der Seenot. Dass er von heiratsfähigen Mädchen als Fürsprecher angerufen wurde, ergab sich aus der Legende von den drei armen Mädchen. Kornhändler leiteten sein Patronat von den Berichten ab, dass er Myra vor einer Hungersnot bewahrte, ebenso die Magaziner und Müller. Reisende und Pilger, damals stets gefährdet, stellten sich wegen der Geschichte mit den zum Leben erweckten eingepökelten Schülern unter seinen Schutz, und natürlich auch die Schüler selbst. Weshalb sogar die Metzger hierbei ihren Standesheiligen fanden, bleibe dahingestellt. Da Nikolaus in der Legende einem Bauern sein von den Arabern geraubtes Kind zurückbrachte, wurde Nikolaus auch zum hochgeschätzten Heiligen der Kinder. Selbst Advokaten, Apotheker, Bäcker, Bierbrauer, Chorknaben, Feuerwehrmänner, Gefangene, Kaufleute, Kerzenmacher, Krämer,

Küfer, Parfümhersteller, Pfandleiher, Steinmetze, Weber, Winzer und Zuckerbäcker ernannten ihn ebenso zu ihrem Standespatron wie die Diebe. Letztere vielleicht deshalb, weil sich der Heilige ganz ungestraft seine Gebeine hatte rauben lassen ... Wie dem auch sei, jedenfalls galt der hl. Nikolaus von Myra lange Zeit den Notleidenden und Bedrängten im Morgen- wie im Abendland gleicherweise als Schutzzeitiger.

Die Kirche schliesslich verehrte im hl. Nikolaus den unerschrockenen Kämpfer für die Rechtgläubigkeit. Eine späte Legende behauptete nämlich, der Bischof von Myra habe als Teilnehmer am Konzil von Nizäa (325), von heiligem Zorn übermannt, dem Leugner der Gottheit Christi, Arius, eine schreckliche Ohrfeige verpasst. Der Vorsitzende des Konzils, Bischof Hosius von Córdoba, habe daraufhin Nikolaus zur Strafe der bischöflichen Stola, des Omophorions, entkleidet. In der Nacht aber sei Hosius im Traum Christus und die Gottesmutter erschienen. Christus habe ihm das Evangeliar, seine Mutter Maria aber das Omophorion des hl. Nikolaus mit den Worten entgegen gestreckt: «Der morgige Tag wird Nikolaus rechtfertigen.» Tatsächlich sei anderntags Arius vom Konzil als Ketzer verurteilt worden.

Diese Erzählung sprengt jedoch mit ihrem theologisch moralisierenden Charakter den üblichen Legendenrahmen des Heiligen. Dieser erscheint ansonsten nämlich in den Legenden weit mehr als ein liebevoller und barmherziger Vater, der die Bedrängten nicht zurückstösst, sondern vielmehr zu aller Zeit in jeder Notlage hilft und deshalb auch zu einem Vorbild tätiger christlicher Nächstenliebe geworden ist. Und als solcher ist er auch in die Ikonographie der Kirchen eingegangen.

Luzia heisst die Lichterfrau

Agneta König

Wer kennt es nicht, das neapolitanische Fischerlied, in dem immer wieder «Santa Lucia» angerufen wird? Lucia stammte aus Syrakus in Sizilien. «Lucia ist gesprochen lucis via, ein Weg des Lichts», so erklärt Jacobus de Voragine in seiner Heiligenlegendsammlung «Legenda aurea» den Namen des Mädchens, das ums Jahr 304 den Märtyrertod erlitt.

Die sizilianische Heiligengestalt ist von ausnehmend vielen Legenden umrankt. Eine davon erzählt, dass Luzia auch dann ihrem Christenglauben nicht abschwor, als man sie mit siedendem Öl übergoss und auf den Scheiterhaufen brachte. Eine andere Legende weiss zu berichten, dass die keusche Luzia es nicht duldete, dass ein junger sizilianischer Freier die Schönheit ihrer Augen lobte: Sie liess sich die Augen ausstechen und sandte dieses grausige Zeichen ihrer mädchenhaften Standfestigkeit dem Verehrer auf einer Schale zu. Diese Augenschale wurde später zu ihrem Attribut, zu ihrem Heiligen-Erkennungszeichen.

Dass Santa Lucia nicht nur im Volkslied weiterlebt, kann man in Venedig feststellen. In der Kirche SS.Geremia e Lucia liegen Luzias irdische Überreste in einem Schrein, der alljährlich Ziel von Tausenden von Pilgern aus aller Welt ist. Luzia wird um gutes Augenlicht gebeten, um Heilung von Augenleiden, um Erhellung

und Erleuchtung im übertragenen Sinn. Die zarte Gestalt, deren Haupt vor etwa 30 Jahren auf Anweisung des damaligen Kardinals Roncalli, des späteren Papstes Johannes XXIII., von einer silbemen Maske umhüllt worden ist, ist seltsam unversehrt. Die unbedeckten kleinen Füsse und die Hände wirken wie dünnes, kostbares vergilbtes Papier. Mit ehrfürchtigem Wispern erklärt der Küster der Kirche den staunenden Fremden, dass auch das originale Totengewand der jungen Heiligen noch unversehrt in der Sakristei aufbewahrt werde. Ungezählte Luzia-Amulette wandern von der venezianischen Kirche aus in alle möglichen Länder und Erdteile.

«An Lucia geht der Tag irr»

Der 13. Dezember galt bis zur Einführung des gregorianischen Kalenders im Jahre 1582 als kürzester Tag des Jahres und Wintersonnenwende – die Luzienacht hatte deshalb lange Zeit die Bedeutung einer Neujahrsnacht. Seltsam, dass Luzia in der Schweiz, in Deutschland und in Österreich nie als heilverheissende Lichtgestalt aufgetreten ist. Denn auch nach der gregorianischen Kalenderreform muss der Luzien-Tag nach alter Kalenderregel immer noch als kürzester Tag, die

darauffolgende Nacht als längste Nacht betrachtet worden sein. Wetterregeln wie «An Lucia geht der Tag irr» oder «Sankt

Lucia stützt den Tag und macht die längste Nacht» scheinen das zu belegen.

Der Vorabend des Luzia-Tages galt in deutschen Landen mancherorts als guter Zeitpunkt für Orakel. Junge Mädchen pflegten ein aus drei – an die dreifache Marter der Heiligen erinnernden – Kreuzen gebildetes Zeichen in die Rinde einer Weide einzukerben; aus der Veränderung und Verwachsung des Luzien-Kreuzes wurde sodann am Neujahrstag die Zukunft gedeutet.

In der Luziennacht tobten sich Geister und Hexen aus; die missgestaltete Figur der «Percht» ging um, die es insbesondere auf Kinder abgesehen hatte. Ein alter Kindervers aus Oberbayern zeigt, dass die Kinder dieser dämonischen Gestalt mit Hohn und Spott Widerstand zu leisten versuchten: «Lucia, Lucia / Dei Hemmad steht für / Geh aussì und steck's eini / Nachand tanz i mit dir!» Ein Tanz mit der Luzia-Percht – wohl doch lieber nicht, denn die schreckliche Frau schnitt ja unfolgsamen Kindern den Bauch auf und fällte ihn sodann mit Kieselsteinen; und wenn man gelogen hatte, zwickte einem Luzia die Zunge aus dem Mund.

Noch bis vor wenigen Jahren wurde insbesondere in der Oberpfalz das Luzia-Brauchtum noch rege gepflegt. Luzia, auch Luzi genannt, wurde dort von einem Mann dargestellt, der als böses Betelweib sein Unwesen trieb; zuweilen tritt der «Luzier» heute noch im Bayerischen Wald in Begleitung einer «Harbergoass» auf, einer an einer langen Stange befestigten, furchterregenden Ziegenmaske.

Während im deutschsprachigen Raum sich die lieblich-

che Luzia als böse «Lutzelfrau» herumtreibt, tritt sie im Balkan meist als freundliche und freudespendernde Mittwinterfrau in Erscheinung. Recht früh muss sich der Luzia-Kult hier verbreitet und sich mit heidnischen Bildern aus dem Diana-/Artemis-Kult vermischt haben. Luzia ist insbesondere die Gabenspenderin, die sich der kleinen Mädchen annimmt: Getreulich füllt Luzia die aufs Fensterbrett gestellten Schuhe mit Süßigkeiten – während die Buben bereits am 6. Dezember vom Nikolaus bedient worden sind!

Interessant ist eine Steintafel, die sich in einer Kirche in der Nähe von Baska auf der vielbesuchten Ferieninsel Krk befindet. In altslawischen Zeichen offenbart diese Steintafel, dass ums Jahr 1080 der kroatische König Zvonimir der heiligen Luzia ein Geschenk von beträchtlichem Wert übergeben habe. Die Art des Geschenks wird leider nicht erwähnt – der Leser und Betrachter der Steinplatte wird jedoch vor Zweifel und Frevel an dieser Schenkung eindringlich gewarnt; und ihm wird gesagt, dass bei Übertretung des Befehls unter anderem der Fluch der hl. Luzia herniederdonnere.

Liebenswert ist der jugoslawische Brauch, auf einem feuchten Wattebett in einem tiefen Teller Weizenkörner oder Linsen keimen zu lassen. Dieses kleine

«Weihnachtsfeld», Sinnbild der wieder-aufkeimenden Natur, wird bei der Krippengestaltung als eine Art Naturwiese miteinbezogen. Luzia-Zweige blühen gleich wie die am Barbaratag vom 4. Dezember gebrochenen Zweige an Weihnachten auf; sie sind nicht nur ein Zimmerschmuck, sondern dienen als Liebesora-

Das schwedische Luzia-Fest ist ein fröhliches Fest, denn es bringt die Verheissung, dass das Licht stärker ist als die Dunkelheit.

kel. Luzia-Brot wird dem Gast angeboten, der als erster am 13. Dezember Haus oder Wohnung betritt. Symbolisch werden die Verstorbenen ebenfalls mit einem Brotstück bedacht; Luzia-Brot-Reste helfen das ganze Jahr über den kranken Tieren.

Eindeutig ins Reich der Dämonie gehört jedoch der dreibeinige Hexenstuhl: Die Anfertigung des Stuhls muss in der Luzia-Nacht beginnen; er muss aus zwölf verschiedenen Holzarten hergestellt werden; der Mann, der am Stuhl arbeitet, darf sich nicht waschen, darf während seiner Hexen-Hobby-Basterei nie eine Kirche betreten ... Der Hexenstuhl wird dann zur Christmette in die Kirche gebracht. Die Frau, die als erste diesen Stuhl benutzt, steht mit dem Teufel im Bunde. Der Luzia-Hexenstuhl ist eine von unzähligen bösen Listen, die sich mit abstruser Feindseligkeit gegen Frauen richteten, welche vielleicht durch ihr Wesen oder ihre naturheilkundlichen Kenntnisse Verunsicherung und Neid erweckten.

Ein fröhlicher Kinderbrauch war – oder ist vielleicht heute noch? – das Luzien-Gegacker in Ost-Kroatien. Lustig gackend zogen die Kinder von Haus zu Haus: «Gack, gack! Gott gebe, dass eure Hennen so viele Eier legen, wie Steine auf der Hauptstrasse liegen ... » Das Gackerlied brachte den Kindern Obst, Nüsse, Süßigkeiten oder kleine Geldstücke ein.

Die schwedische Luzienbraut

Niemand scheint zu wissen, weshalb die schwedische LuziaBraut und ihre Gefolgschaft am Luzia-Fest die Melodie des neapolitanischen «Santa-Lucia»Liedes singt. Es ist offenbar auch noch nicht

restlos geklärt, ob nicht etwa die Lichtgestalt des Christkinds, wie es einst im Elsass zu erscheinen pflegte, die schwedische Lichtenbraut inspiriert hat. In einem elsässischen Bericht aus dem Jahre 1863 ist von einer Frau in einem weissen Gewand die Rede, die das Christkind darstellt. «Das Gesicht ist mit Mehl geschminkt, auf dem Kopf trägt sie eine Krone aus Goldpapier mit brennenden Wachskerzen ... »

Auch in Schweden tritt ein weibliches Wesen, meist die älteste Tochter des Hauses, frühmorgens in einem langwallenden weissen Gewand mit roter Schärpe auf. Auf dem Kopf trägt sie einen grünen Kranz, der mit brennenden Kerzen besteckt ist. Sie singt das Luzia-Lied und bringt ihren Angehörigen auf einem festlich vorbereiteten Tablett Kaffee und ganz besonderes Gebäck und Gebäckbrote. Kleinere Geschwister verkleiden sich in «Stjärngosse», in Sternbuben mit sternbeklebtem Spitzhut und einem an einem Stab befestigten Glanzstern.

Wie bunt und fröhlich der Luzia-Tag in Schweden gefeiert wird, merkt man rasch, wenn man sich eine Woche vor dem 13. Dezember eine schwedische Familienzeitschrift kauft. Da lacht Luzia vom Titelbild; der Rezeptteil ist angefüllt mit appetitlichen Pfefferkuchen-, Safranbrot- und andern Backrezepten. Reizende Farbbilder zeigen die schwedischen Königskinder Victoria «som Lucia», als Luzia-Braut, und ihre Geschwister Carl Philip und Madeleine in Luzia-Verkleidung. In Stockholtn, so berichtet ein Gewährsmann, wird es im Dezember erst ungefähr um 10 Uhr hell; um 14 Uhr bricht schon wieder die Dunkelheit an. Das Luzia-Lichtenfest bringt die Verheissung, dass das Licht letztlich stärker sein wird als die Dunkelheit. Der «Glögg», der dampfendheisse Gewürzwein, der meist am Luzia-Tag erstmals serviert wird, wärmt den Magen und hebt die

Fröhlichkeit, die in der dunklen Winterzeit leicht abhanden kommen kann.

In Schwedens Hauptstadt Stockholm – so berichten alljährlich Zeitungskorrespondenten – gibt es eine Art Stadt-Luzia, die beinahe wie eine Schönheitskönigin gewählt wird und mit grossem Gefolge durch die Stadt ziehen darf. Diese vielleicht nicht unbestrittene offizielle LuziaTour kann aber offenbar stillere Bräuche glücklicherweise nicht

verdrängen: Selbst im geschäftigen Stockholm wird in diesen Tagen das Gedenken an die Verstorbenen gepflegt; die Bilder von verstorbenen Angehörigen werden als Zeichen der Auferstehung mit grünen Zweigen bekränzt.

Wie froh, bunt und in guter Gemeinschaft das schwedische Luzia-Fest gefeiert werden kann, erlebt man, wenn man als Gast bei einem Ausland-Schweden-Verein den Festlichkeiten beiwohnen darf. Es herrscht feierliche Stille, wenn die singende Luzia-Braut und ihre in Kerzenschimmer gehüllte Gefolgschaft einzieht. Kein Glögg-Glas klingelt mehr, die kleinen Kinder vergessen ihr süßes Brötchen zu kauen, staunen über die engelgleiche Schar und die Fülle des Lichts. Nach dem feierlichen Auftritt der Lichtermäd-

chen trollt sich «Jultomte», ein zwerghähnliches Wesen herein. Jultomte rügt zuerst in Spott- und Mahnversen all die Dummheiten und Fehler der Erwachsenen.

Dann wendet sich der Zwergenmann den Kindern zu und verteilt ihnen Geschenke; und da die Schweden-Klubs das Luzia-Fest auch gleich als familiäres Weihnachtsfest feiern, werden die Kerzen am riesigen Weihnachtsbaum entzündet. Die Kleinen und die Grossen, die Ungelenken und die Wendigen, die Jungen und die Alten: Alle fassen sich bei den Händen, tanzen im Kreis um den Baum, singen, hüpfen durch den Raum. Luzia hat zum strahlenden, fröhlichen Weihnachtsfest, zum Julfest, den feierlichen Auftakt gegeben.

Quellen: Rüdiger Vossen: Weihnachtsbräuche in aller Welt (Christians); Brigitte Krug-Mann: Weihnachten auf dem Balkan (echter); Gustl Motyka: Alte Oberpfälzer Bräuche (Verlag Mittelbayerische Zeitung); Marianne Mehling: Die schönsten Weihnachtsbräuche (Knaur); Eduard Urech: Lexikon christlicher Symbole (Christl. Verlagsanstalt Konstanz); Prof. Richard N Wolfram in «Österreichisches Heimatwerk»; Karl Zinnburg: Salzburger Volksbräuche (Verlag der Salzbutger Druckerei); Sybil Gräfin Schönfeldt: Feste und Bräuche (Ravensburger). Div. Zeitungsartikel.

Das Weihnachtslied „Lieb Nachtigall, wach auf“ feiert in der Glasbläser-Kunst Jahr für Jahr eine Art Wiedergeburt. Der Grund, warum Glasvögel an den Christbaum gehängt werden, ist einerseits im christlichen Legendenschatz, anderseits in der uralten Symbolik zu suchen: Vögel spielten in allen Kulturen und Zeiten eine bedeutende Rolle, sei es als Glücksboten oder Fruchtbarkeitssymbol, als Künder des Todes oder als Sinnbild für Unsterblichkeit.

Federleichter Christbaumschmuck

Heimat der Christbaum-Glasvögel ist die Gegend von Lauscha im Thüringer Wald. Dem Kenner bleibt nicht verborgen, dass sogar in den heute serienmässig in Japan gefertigten Glasgebilden etwas von der alten Thüringer Handwerkstradition durchschimmert.

Schon Ende des 16. Jahrhunderts hätten rund um Lauscha Glashütten bestanden, weiss der in Basel wohnhafte Sammler, Kenner und Verkäufer von Glasschmuck, Johann Wanner. Butzenscheiben, Trinkgläser, Karaffen, Medizingläser und dergleichen seien damals hergestellt worden. Umweltprobleme, wie wir sie auch heute kennen, machten der Gegend bald zu schaffen: Man hatte, des grossen Holzbedarfs bei der Glasanfertigung wegen, Raubbau an den Wäldern getrieben.

Nicht von ungefähr bezeichnet man das derart hergestellte Glas denn auch als Waldglas. Das Holz lieferte nämlich nicht nur das zum Schmelzen notwendige Feuer, sondern auch die der Glasmasse beigefügte Asche, die dem Glas einen grünen oder braunen Farbton gibt. Doch der schwindende Wald machte die Suche nach einer Alternative notwendig.

Unter schwierigen Bedingungen begann man, die Hüttenproduktion auf kleine Arbeitsstätten umzustellen. Die Glasbläser arbeiteten jetzt «vor der Lampe», das heisst, sie erzeugten mit Rüböl, später mit

Paraffin und mit Hilfe des sogenannten Stiefelrohrs eine Stichflamme. Ein in der Hütte vorgefertigtes Glasrohr wurde an einer Stelle erhitzt, zur Kugel aufgeblasen und durch Kneifen und Drehen geformt. «Ich staune jedesmal wieder neu, wenn ein Glasbläser, der die alte Technik der Christbaumschmuck-Gestaltung noch beherrscht, mit seinen von der Hitze schwierig gewordenen Fingern kleine, zerbrechliche Kunstwerke formt», ergänzt Wanner seinen geschichtlichen Überblick.

Feinste Handwerkerkunst

Einfache Christbaumschmuck-Stücke werden heute am heissen Gasbrenner gefertigt und während des Aufblasens mit der Hand geformt, gedrückt, gedreht. Die Glasvögel allerdings verlangen nach einem komplizierteren Arbeitsablauf. Wie dieser vor sich geht, lässt sich in einem Reisebericht aus dem Jahre 1902 nachlesen:

«Für Gegenstände mit komplizierter Oberfläche wird eine Form angewandt. Sie besteht aus zwei aufeinander schliessenden Teilen, die je an einem Schenkel eines Metallbügels befestigt sind.

Das Ganze heisst dann die Zange und entspricht tatsächlich dem Aussehen

einer Zuckerzange. Ist der Rohrteil erhitzt, so schliesst ihn der Arbeiter in die Formzange und bläst die Luft durch den Spiess ein, welcher durch eine Öffnung aus der Form hervorsticht. Dann öffnet er die Zange, und die Formsache ist fertig geblasen.»

Bis die «Formsache» in Vogelgestalt schliesslich die Form eines Paradiesbaum-Vogels bekam, brauchte es allerdings noch mehrere Arbeitsgänge, bei welchen meist die ganze Glasbläserfamilie beteiligt war. Frauen und Kinder bemalten die Vögel, sie bestrichen sie ornamental mit Gelatine als Haftmittel und streuten hernach glitzernden Gold-, Silber- oder Glasstaub auf, zuweilen wurden winzige Glaskügelchen aufgesetzt, die den hübschen Namen «venezianischer Tau» hatten. Auch das Anbringen der Aufhängevorrichtung war Sache der Glasbläser-Familienangehörigen. Christbaumschmuck-Kenner können alten Schmuck nicht zuletzt an der Art des Aufhängers datieren.

Im erwähnten Reisebericht aus dem Jahre 1902 wird beschrieben, wie die Heimarbeiter im Thüringer Wald «namentlich zur Saison, das heisst etwa von Juni bis Ende Oktober oder Anfang November, bis spät in die Nacht thätig» seien, und wie man dann in allen Häusern «bläuliche Lichtpunkte» beobachten könne. Zweifellos war auch das Leben der Glasbläserfamilie höchstens in der Sicht des unbeteiligten Aussenstehenden eine Idylle.

Der Umgang mit salpetersaurem Silber, Ätzkali und andern Ingredienzen, wie sie bei der Herstellung von Weihnachtskugeln damals verwendet wurden, zog gesundheitliche Schädigungen nach sich. Sehr wahrscheinlich gibt es auch im Bereich der Christbaumschmuck-Glasbläserei das dunkle Kapitel «Kinderarbeit» nachzulesen, so dass verklärende Nostalgie wohl nicht angezeigt ist. Fragt

sich nun noch, wie heute die Arbeitssituation der Leute ist, die nicht als Christbaumschmuck-Künstler, sondern zum Beispiel in Hongkong in irgendeiner Baumschmuck-Massenproduktion beschäftigt sind ...

«Lieb Nachtigall, wach auf!»

Die Vögel, diese «Flügelwanderer der Luft», wie sie der Dichter Hans Carossa nannte, haben ihren privilegierten Platz im Weihnachtslied. Am bekanntesten ist wohl das ums Jahr 1670 entstandene Lied «Lieb Nachtigall, wach auf. Wach auf, du schönes Vögelein, auf jenem grünen Zweigelein, wach hurtig auf, wach auf. Dem Kindelein auserkoren, heut geboren, fast erfroren: Sing, sing, sing dem zarten Jesulein!»

Die Nachtigall, so erklärt Dr. theol. Helene Werthemann, ist das Sinnbild der Sehnsucht. Schön ist der Liedgedanke, dass die menschliche Sehnsucht nach Erfüllung und Vollkommenheit sich in Vogelgestalt einfindet am Ort, da «der Schöpfer dein Mensch will werden mit Geberden hier auf Erden!». Der Vogel Sehnsucht hat gleichsam sein Nest gefunden – «koloriere, jubiliere, sing, sing, sing dem süssen Jesulein!».

«Stimm, Nachtigall, stimm an! Den Takt gib mit den Federlein, auch freudig schwing die Flügelein, erstreck dein Häselein»: Der Weihnachtsvogel Nachtigall nimmt im Lied eine wichtige Rolle ein; er darf Leben, Bewegung und Beteiligtsein mimen.

Zu einem liebenswürdigen Vergleich dient dagegen ein Vogel in einem Gedicht in «Christliche Weihnachtsfreude, welche über der fröhlichen und gnadenreichen Geburt unseres Erlösers Jesu Christi empfunden und herzliche Andacht

bei frommen Christen In unserem lieben Vaterlande zu erwecken zum Druck verfertigt Simon Dach am Ende des 1648. Jahres».

Im Gedicht, auf welches uns wiederum Dr. Helene Werthemann aufmerksam gemacht hat, beschreibt der Barockdichter Simon Dach den armseligen Zustand des Stalles zu Bethlehem:

*Besponnen ringsumher mit eitel Spinnenweben,
Die grosse Mutter hat gleichwohl sich her begeben.
Gleichwie ein Vöglein tut, sobald es brüten will,
Es fliegt umher und sitzt auf keinem Zweige still,
Bis es sich endlich doch auf einen Baum begibt.*

Maria also macht sich zur Geburt bereit wie ein nistender Vogel. Die Stunde naht; die Schöpfung hält den Atem an «und die Vögel des Himmels waren ohne Bewegung», wie ein apokryphes Evangelium berichtet. Simon Dach dichtet: «Kein Tier, kein Vöglein wach, kein Wasser wird bewegt. Maria wird gewahr: Die Zeit ist jetzt vorhanden ... »

Simon Dachs Verse gewinnen an Gehalt, wenn man sich vergegenwärtigt, wann sie entstanden sind. In Europa tobte der Dreissigjährige Krieg, unzählige Menschen lebten ausgehungert und ausgeplündert in Trümmern und Ruinen. Das Bild des Vogels im Nest sollte ihnen Zuversicht geben, sie an ein letztes Aufgehobensein in Gott erinnern.

Krähe, Kranich und andere Weihnachtsvögel

In Weihnachtsliedern und Legenden haben nicht nur seltene Vögel wie die Nachtigall ihren Platz. In einem alten

englischen Weihnachtslied treten Rabe und Kranich auf.

*Die Krähe fragt den Kranich.
Wo ist die goldene Wiege,
In der Jesus gewiegt wurde?
Wo sind die silbernen Laken,
In die Christus eingewickelt wurde?
Der Kranich antwortet:
Eine Krippe war die Wiege,
In der Christus gewiegt wurde.
Auf dem Viehfutter, das die
Esel übriggelassen hatten,
Schliefer so süß und sanft.*

Ebenfalls in einem englischen Lied ist gleich von mehreren und unterschiedlichen Weihnachtstieren die Rede; alle tun sie ihren Dienst bei der Krippe, den Tauben aber kommt die Aufgabe zu, das Jesuskind sanft in den Schlaf zu gurten.

Vielfältig ist die Rolle, die das Rotkehlchen in der Legende einnimmt. Zunächst gilt es als Weihnachtsvogel, weil es Christus am Kreuz einen Dorn aus der Stirn gezogen hatte, sich dabei selbst verletzte, seither ein rotes Zeichen an der Brust trägt und inmitten der Weihnachtsfreude an Christi Leiden erinnert.

Eine andere Legende berichtet, dass das Rotkehlchen der erste Vogel gewesen sei, dessen Lied das Gotteskind vernommen habe; deshalb singen die Rotkehlchen in der Christnacht ihr schönstes Lied – all denjenigen, deren Herz ein Ohr hat für derlei geheimnisvolle Dinge ...

In ihrem Buch «Feste und Bräuche» (Ravensburger) gibt Sybil Gräfin Schönfeldt allerdings eine sehr handfeste Erklärung für die Weihnachtsvogel-Funktion des Rotkehlchens: Mitte des vorigen Jahrhunderts sollen die englischen Postboten rote Röcke getragen haben; man nannte sie scherzhaft «Rotkehlchen» –

und als um 1860 die Weihnachtskarten in Mode kamen, waren Rotkehlchen, kleine Briefe im Schnabel tragend, ein beliebtes Motiv!

Frei von banalen Deutungen darf sich der Zaunkönig seiner Stellung in der Gruppe der Weihnachtsvögel freuen. Von ihm berichten Legenden aus mehreren Ländern, dass sich der Winzling unter den Vögeln über die kärgliche Geburtsstätte des Gotteskindes gegrämt und eilfertig Moos und Federn zum Auspolstem der Krippe hergebracht habe. Zaunkönigfedern sind wen wundert's? – ganz besonders glückbringend und sollten sorgsam aufbewahrt werden.

Als Kirchturmspitze-Zier kennt man den Hahn allüberall. Er wird im Gedicht eines unbekanntem Autors um das Jahr 1300 mit dem Pfarrer in Beziehung gesetzt: «Der Hahn herrscht über eine grosse Schar von Hennen und hütet sie mit ängstlicher Sorgfalt; so soll auch der Pfarrer, der für seine Seelen verantwortlich ist, lehren und tun, was Gott wohlgefällig ist.»

Auch in einer Weihnachtslegende hat der Hahn seinen grossen Auftritt: Der um seine Macht bangende Herodes wollte nicht glauben, dass der König der Könige in einem dürftigen Stall zur Welt gekommen sei. «Wenn das wahr ist», tobte der Herrschsüchtige, «dann wird der gebratene Hahn hier auf dieser Silberschüssel lebendig werden und dreimal krähen!» Kaum war's gesagt, da erhob sich der Hahn und verkündete laut und vernehmlich: «Christ ist geboren!» Menschen guten Willens und hellen Herzens, so sagt der Volksmund, sollen in der Christnacht die Tiere sprechen und die Vögel zwitschern hören und vernehmen, wie die Bienen in ihrem Haus den 100. Psalm «Jauchzet dem Herrn, alle Welt!» anstimmen ... Wer weiss, vielleicht hört solch ein Mensch in der Christnacht auch liebliches Glasvogel-Gezwitscher in seiner Weihnachtsstube?

Weihnachts-Spruch

*Was hält dich noch im Weltenall?
Was überdauert den Zerfall?*

*Ein Licht, das ewig sich vergibt.
Ein Lächeln, das versteht und liebt.*

*Ein Leuchten, das sein Ich bewahrt,
Es hat im Kind sich offenbart.*

*Es webt durch seinen Gottestraum,
und blumengleich erblüht der Raum.*

Paul Bühler

Mitten in den Zwölfnächten

Silvester, der letzte Tag im alten Jahr, verdankt seinen Namen einem katholischen Heiligen. Doch das Brauchtum, das sich darum rankt, ist weitgehend vorchristlichen Ursprungs. Denn Silvester ist auch der sechste Tag innerhalb der Zwölfen, jener geheimnisvollen Tage oder Nächte, in denen zwischen Himmel und Erde schon seit je einiges los gewesen zu sein scheint. So sind Silvester- und (davon oft kaum zu trennen) Neujahrsbräuche auch in reformierten Gegenden zum Teil recht lebendig geblieben.

VON JOSEF ZIHLMANN

Silvester bildet das Schlusslicht unter den Namenstagen im Jahresablauf und ist auch der letzte Tag des Kalenderjahres. Der Name, der umgangssprachlich da und dort «Väschter» heisst, ist von lateinisch *Silva*, «Wald», abgeleitet und heisst wörtlich Waldmann. Der Tag ist dem Papst Silvester I. gewidmet, der 314 bis 335 residierte und zur Zeit Kaiser Konstantins eine bedeutende Rolle spielte. Nun muss man aber wissen, dass dieser heilige Silvester, nach dem der letzte Tag des Jahres benannt ist, mit dem ganzen volkstümlichen Drum und Dran dieses Tages überhaupt nichts zu tun hat.

Zwölf Tage als Lostage

Unser Silvesterbrauchtum ist im Zusammenhang mit der Jahreswende zu sehen, jener bei den vorchristlichen Germanen so bedeutungsschweren Zeit, die man Jul nannte, «Zeit der Schneestürme». Diese Zeit ist im deutschen Sprachbereich bekannt unter der Bezeichnung Zwölfen, Zwölfnächte, auch Rauchnächte. Es sind die zwölf Tage nach dem Weihnachtsfest, die mit dem Dreikönigstag enden und auch noch heute als Losta-

ge gelten. Lostage sagen etwas voraus über die Witterung. Jeder der zwölf Tage nach Weihnachten gibt das Wetter für den ihm entsprechenden Monat des folgenden Jahres an; Silvester ist der sechste Tag, so dass er das Wetter des Monats Juni anzeigt.

Genau dasselbe Ziel hat auch das Orakel, das an einzelnen Orten in der Heiligen Nacht, an andern Orten in der Silvesternacht angestellt wird. Man nimmt von einer Zwiebel zwölf Schalen, bezeichnet sie mit den zwölf Monatsnamen und streut Salz hinein. Am Morgen erkennt man dann an der Feuchtigkeit in den einzelnen Zwiebelschalen, ob der entsprechende Monat feucht oder trocken sein wird. Bei Bauern im luzernischen Napfgebiet habe ich gesehen, dass man für das gleiche Orakel statt Zwiebelschalen halbe Schalen von Baumnüssen verwendet.

Es gibt auch Wetterregeln, die an Silvester Gültigkeit haben. Ist es in der Silvesternacht still und klar, ohne Wind und Regen, so gibt's ein gutes Jahr, «ist's aber Ungewitter, so ist es schädlich und ungesund». Vor allem mag man von jeher den Wind in der Silvesternacht nicht; wenn er blase, seien die Aussichten auf eine gute Getreide- und Früchteernte schlecht. In Deutschland lautet ein

Spruch: «Silvester kalt mit Schnee, gibt Korn auf jeder Höh'.»

Silvester steht also mitten in den Zwölf-tagen oder -nächten, an der Schwelle vom alten ins neue Jahr. Im Zusammenhang mit dem Brauchtum ist aber zu berücksichtigen, dass das germanische Altertum noch keinen festen Tag für den Jahresbeginn kannte. (Erst 1691 wurde dieser von Papst Innozenz XII. endgültig auf den 1. Januar festgesetzt.) Aber der sechste der Zwölftage war schon immer gezeichnet von brauchsmässigen Äusserungen, die für die Jahreswende typisch sind: Lärmen, Heischen, Orakeln, die Zukunft erforschen.

Mit Lärm, Geläut und Küssen

Mancherorts beginnt der Lärm schon am Silvestermorgen. Wer im Hause zuletzt aufsteht, wird Silvester gescholten. Der Spätaufsteher wird verspottet. Mit lautem Gelächter und Hohn wurde früher der zuletzt in der Klasse eintreffende Schüler empfangen; auch er wurde Silvester geheissen. «Silväschter - Bettnä-scher», rief man im vorarlbergischen Montafon. Da und dort wurde dann dieser Silvester für die ihm angetane Unbill schadlos gehalten, indem man ihn beschenkte. In Unterwalden heisst derjenige, der an Silvester oder Neujahr zuletzt aufsteht, Silvester- beziehungsweise Neujahrskalb.

Es scheint, als müsse man diesen Letzten, der dem Spott ausgesetzt ist, als Personifikation des alten Jahres betrachten, das mit Schimpf verjagt wird. In Deutschland und Österreich gab es Bauernhäuser, wo am letzten Tag des Jahres der «Silvesterkönig» gewählt wurde. Als König erkor das Gesinde einen Halbschlaun, dem man eine Strohkronen auf den Kopf setzte und ein

Strohbüschel in die Hand gab. Mit einer ebenfalls aus Stroh gefertigten Peitsche wurde nun der Silvesterkönig aus dem Hof tor gejagt, wo er bleiben musste, bis ihn die jüngste Magd hereinholte. Diese Magd wurde dann als erste erkoren und entsprechend gefeiert; sie war das personifizierte neue Jahr.

Auf intensiven Lärm kam es auch an beim Flegeln, von dem Rochholz berichtet. Burschen flegeln auf einer Anhöhe ausserhalb des Dorfes auf alte Balken und Bretter los; man nennt dies «is Läär trösche». Je weiter man in der Umgebung das Dreschen hört, um so fruchtbarer wird das kommende Jahr. Im Kanton Aargau versprach man sich davon eine gute Getreideernte. Da und dort war auch das Schiessen und Geiselknallen üblich.

Heute ist es in manchen Gegenden Brauch, das alte Jahr aus- und das neue einzuläuten. Während des Zwölfuhrschlagens wird das Läuten unterbrochen. So verbreitet dieser Brauch heute ist, auf der Luzerner Landschaft etwa ist er nicht alt. Aber auch er dürfte in seinen Anfängen auf ein vorchristliches Lärmen an der Jahreswende zurückreichen. Das Läuten der Kirchenglocken in der Silvesternacht ist Hinweis darauf, dass sich die Kirche des alten Brauchtums angenommen hat, gleich wie sie auch den Neujahrstag durch Ansetzen des Festes der Beschneidung des Herrn christianisiert hat. An Orten, wo das Silvesterläuten alt ist, hat man früher gesagt, wenn man es versäume, läuteten die Glocken von selbst.

Während des Zwölfuhrschlagens in den Kirchtürmen stossen die im Kreise versammelten Leute mit ihren Gläsern – die, je nach echtem oder vermeintlichem Stand, Champagner oder auch nur Most enthalten – kräftig an, und man wünscht sich Glück für das neue Jahr. Beim

Deutschschweizer geschieht das in der Regel etwas zurückhaltender als beim lebenslustigeren Welschen, der sich nicht scheut, um Silvester-Mitternacht auf der Strasse alles, was ihm in die Arme gerät, zu küssen. Zu erwähnen ist auch noch das an vielen Orten übliche Aus- und Einsingen des alten und neuen Jahres, ebenso das Aus- und Einblasen durch Musikanten.

Die Zürcher bewahrten Speisen auf

Betrachtet man das Brauchtum der Silvesternacht näher, sieht man, dass es sich fast durchwegs um alte Gepflogenheiten handelt, die nicht ausschliesslich auf die Silvesternacht zugeschnitten sind, sondern vielmehr auf die Periode des Mittwinters, die «Zeit der Schneestürme», jene zwölf Tage also, von denen bereits die Rede war. Es ist darum verständlich, dass es Silvesterbräuche gibt, die in einzelnen Gegenden auch vor, in andern nach Silvester oder Neujahr anzutreffen sind. Dazu gehört wohl das Singen und Musizieren vor den Häusern, wie es in ländlichen Gegenden teils heute noch üblich ist. Vereine oder ad hoc gebildete Gruppen ziehen von Haus zu Haus. Man singt oder musiziert, wünscht ein «gutes, glückhaftes neues Jahr», man wird schon auf dem Wege da und dort bewirtet und macht zuletzt in einem Bauernhaus den Chehrus. Zu diesem fröhlichen Fest mit Musik und Tanz und gutem Essen gehörte früher im Luzernbiet immer das «Becki voll gschwungni Niidle» (Schlüssel mit geschlagenem Rahm), aus dem man zuerst einen Löffel voll nahm und an die Stubendiele warf. Im luzernischen Wiggertal war dieser Brauch auch unter Familienangehörigen in der Silvesternacht üblich. Essen, Trinken, Musizieren, Tanzen und Singen gehörten schon zu den Jahresendbräuchen, bevor Gastronomen aus der Silvesteracht ein Geschäft mach-

ten. Eine Fülle von Speisen auf dem Tisch, beim Übergang vom alten zum neuen Jahr, wurde als gutes Zeichen fürs neue Jahr gewertet. In gewissen Gegenden liess man sogar absichtlich vollgedeckte Tische die ganze Nacht hindurch stehen, um Nahrungsmittelmangel fernzuhalten. In Zürich war es früher Brauch, von den Speisen, die auf den Silvestertisch aufgetragen wurden, einen Rest ins neue Jahr hinein aufzubewahren, damit man im neuen Jahr keinen Mangel zu leiden hatte. In Zofingen war es üblich, dass die Stadt zum Silvestertisch den Wein spendete.

Die Sorge um Speise und Trank im neuen Jahr blickt in den Silvesterbräuchen immer wieder durch. Um die Fruchtbarkeit von Bäumen sicherzustellen, hat man in Rafz die Bäume an Silvester mit einer Weide umwunden. Im Berner Mittelland legten die Bauern ein Stück Brot und ein Messer auf den Tisch, um die dienstbaren Hausgeister günstig zu stimmen.

Die Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönige ist die Zeit des Backens. An Silvester hat man noch heute fast überall in unseren Gegenden Lebkuchen, Birnweggen und Butterzöpfe bereit. An manchen Orten wird in der Silvesternacht um «Züpf» gejasst. Die Jahresendnacht ist überhaupt eine Nacht, während der in vielen Häusern «düregjasset» wird.

Glückwünsche – ein Zauber

«Hütt isch Silväschter, und morn isch Neujohr, gimmer e Batze, süsch nimm di bim Hoor.» So haben wir als Kinder zu den Grossen gesagt und dabei die hohle Hand hingehalten. Ähnlich lautet auch ein altes Volkslied (Sammlung Röseligarte). «Gänd ihr mir nüt, so stohni do, bis ihr mi heissid wytergoh», heisst es in diesem Lied weiter. Das Heischen (vo «heischä», «höische»: fordern) hat wohl

von jeher unter den Silvesterbräuche einen festen Platz eingenommen.

Im Tirol kennt man eigentliche Heischumzüge, wobei Kinder und Musikanten sich verkleiden und gabenheischend umherziehen. Auch das Von-Haus-zu-Haus Gehen von Musik- und Gesangvereinen, wie wir es bereits erwähnt haben, gehört eigentlich hierher.

Eng mit diesem Heischen verkoppelt ist das Glückwünschen. Man wünscht sich «es guets, glückhaftigs neus Johr», und man schaut auch darauf, wer einem zuerst «s Guetjohr awöischt». Als ich ein junger Bursche war, wusste ich, dass ich meiner Tante eine Riesenfreude machen konnte, wenn ich als erster den Wunsch anbrachte; hätte eine ältere Person – vor allem eine weibliche – dies getan, wäre das ein schlechtes Omen für das kommende Jahr gewesen.

Im Zürcher Oberland sprach der Nachtwächter auf allen grösseren Plätzen in der Silvesternacht einen Neujahrssegen.

Dieses Glückwünschen war ursprünglich nicht einfach eine Höflichkeitsformel, sondern es war Zauber, der als äusserst wirksam betrachtet wurde. Es ist darum nicht verwunderlich, wenn es auch Zauberformeln gab, mittels deren man in der Silvesternacht einem Feinde schaden konnte.

Zeit der Orakeln

Gar nicht aufzuzählen sind die weitverbreiteten Bräuche, die zum Ziel haben, in der Silvesternacht in die Zukunft zu blicken. Man wollte sogar wissen, woran man erkennen kann, ob das neue Jahr den Tod bringe. So hiess es, wer von den Familienangehörigen am Silvesterabend beim Nachtmahl keinen Schatten an die

Wand werfe, müsse im kommenden Jahr sterben. In Niederösterreich sagt man, wenn man in der Silvesternacht durchs Schlüsselloch blicke, sehe man die Person, die im neuen Jahr sterben werde.

In Anhorns «Christliche Warnung für den Aberglauben und Zauberey», 1674, ist folgendes Sterbeorakel genannt: Man bäckt für jede Person im Hause am Silvesterabend ein kleines Brötchen und benennt es nach der Person. Die Person, deren Brötchen im Ofen aufreiss, stirbt im kommenden Jahr oder macht eine gefährliche Krankheit durch.

Verbreitet ist auch der Brauch des Bleiessens, der wohl auf eine ältere Form zurückgeht, auf das Wachsgiessen. Man macht in einem Löffel Wachs oder Blei flüssig und schüttet dieses in kaltes Wasser, wo es augenblicklich erstarrt. Dadurch entsteht ein bizarr geformter Klumpen, aus dem man zukünftige Ereignisse herauslesen will.

Kein Werch an der Kunkel

Verbreitet ist auch die Auffassung, man solle in der Silvesternacht alle angefangene Arbeit getan haben. Im Zürichbiet wurde in der zweitletzten Nacht des Jahres manchmal bei viel Fröhlichkeit durchgesponnen, denn in der Silvesternacht durfte kein Werch mehr an der Kunkel sein. In Stammheim hiess es, die Klungerin gehe um; aus Neujahrsfotzlen werde ein Unghür.

Man soll auch alles, was an Silvester nicht im Hause ist, vor Nachtanbruch hereinnehmen; lässt man Wäsche draussen hängen, gibt es einen Toten. Wer etwas ausgeliehen hat, soll es vor Silvester-Sonnenuntergang zurückfordern.

Vor dem Backofen darf kein Holz lie-
gengelassen werden. Man soll über-

haupt keine Arbeit vom alten ins neue
Jahr hinübernehmen.

**Josef Zihlmann, 1914 geboren, lebt in Willisau LU. Sein Brotberuf war bis zu seiner Pensionierung Kaufmann. Daneben schuf er ein reiches Werk an Mundarterzählungen und betrieb volks- und namenkundliche Forschung. Dafür verlieh ihm die Universität Freiburg i. O. 1978 den Ehrendoktor. 1982 erhielt er den Kulturpreis der Innerschweiz.*

Silvesterspruch

VON ERICH KÄSTNER

Man soll das Jahr nicht mit
Programmen
beladen wie ein krankes Pferd.
Wenn man es allzusehr beschwert,
bricht es zu guter Letzt zusammen

Je üppiger die Pläne blühen,
um so verwickelter wird die Tat.
Man nimmt sich vor, sich zu bemühen,
und schliesslich hat man den Salat!

Es nützt nicht viel, sich rotzuschämen.
Es nützt nichts, und es schadet bloss,
sich tausend Dinge vorzunehmen.
Lasst das Programm! Und bessert
euch drauflos!

Schnee

Heinrich Federer: „Am Fenster“

Die Winter meiner Kindheit waren voll Schnee. Schon lange gibt es keinen solchen Winter mehr. Er hing in schweren weissen Lasten von den Bergen herunter und schüttete den Wald, die Halde und das Seegelände zu. Der See war dann schmutziggrau wie ein toter Riesenfisch. Kaum sah man die Kamine auf den Dächern, die Kreuze auf dem Friedhof, die Hagstecken in den Matten noch hervorgucken. Nach fünf Uhr abends klingelte das Oberdorf von Kinderschlitten, die durchs Steinigäschen oder vom Obkilchenweg hinuntersausten. Die Brünigpost fuhr langsam, auf breiten Schlittenkufen, durch die Strassenmitte, wo ein Strässchen gepflegt war, und Kutscher und Postillon hatten einen Turm von Schnee auf Kapuze und Achseln. Sie klopfen sich ab und stürzten in den Gasthof zum Engel, damit ihnen der flinke, lustige Sohn Josef einen heissen Grog reiche. Blauer Rauch dampfte morgens und nachmittags um die Vier über die Dächer in die graue Luft und erzählte von geheizten Kachelöfen und duftig gebrautem Kaffee. Wir Buben stülpten die gestrickten Wollmützen mit den beiden Augenschlitzen wie ein Visier zum Kinn herab, rannten zum Seeschilf hinunter, wo die Krähen um die Pappeln flogen, und prüften grossartig, ob der bleistille und bleistarre See an einzelnen seichten Stellen zu gefrieren beginne. Eine Ruhe herrschte überm Lande, dass man die Stundenschläge von der Sarnerkirche und das Peitschenknallen von Giswil her fast wie vom eigenen Dorfe hörte.

Zu Weihnachten, ja meist schon um den Samichlaustag herum, trug unser Dorf eine mächtige Schneehaube, und man konnte die tiefen Stapfen sehen, die vom grossartigen Geschenkebischof, und die feinern, die vom Eselein mit dem Christkind rührten, als es in der stillen heiligen Nacht von Haus zu Haus zog und dann in der mitternächtlichen Kirche verschwand. Knietief, nein, bis an die Hüften, behauptete mein Freund Josef Rohrer, sei das fromme Tier jedenfalls eingesunken, als es von den Bergwäldern herunterkam.

Damals stritten sich Samichlaus und Christkind in der andächtigsten Form um das Dorf. Bisher hatte der «schleikende» Bischof die Oberhand besessen. Wochenlang hatten ihn die Buben auf dem Dorfhügel mit den Tricheln abends eingeläutet. Oft kam er unsichtbar und warf seine Gaben mit Geisterhänden ins Haus. Oft aber zog er als stattlicher Bischof mit Pferd und Schlitten und dem bösen Chlaus durchs Dorf und klomm alle Häuserstiegen empor. Der böse Chlaus war unheimlich wie die Nacht mit seinem Sack und Stecken und seinem drohenden Gebrumme. Aber der Bischof mit Inful und Stab leuchtete wie ein süsser Sonntag über uns, segnete, öffnete Körbe von Glanz und Duft und ging lächelnd von hinnen. Wo er gestanden, sah ich noch lange einen goldenen Schimmer schweben.

Aber nun trat das Christkind mit ihm in Konkurrenz. Es hatte den Vorteil der schönsten Festtage, des Weihnachtsbaumes, der Krippe und der wunderbarsten Kindheitsgeschichte. Der bärtige Chlaus musste nach und nach vor seinem göttli-

chen Zauber zurücktreten. Indessen, in vielen hablichen Häusern liess man die Majestät des Bischofs und das bethlehemitische Kind in die Stube, und zweimal deckte sich der Tisch mit Geschenken.

Und immer hüllte reichlicher Schnee diese geliebten Tage in seine kühlen, sauberen, wohligen Arme. Ach, was waren das für herrliche Winter!

Wir Geschwister besaßen leider nur einen Schlitten, und was für einen! Er fiel ganz aus dem Stil der hiesigen Schlitten, war zu niedrig, rotbemalt, aus solidem Eisen, aber plump und viel langsamer als die leichten hölzernen Sachsler Schlitten. Es war eine Schmach mit diesem Unhold. Und so sah ich mich von der Grossmut meiner Kameraden abhängig, ob mich einer auf seinen Zweiplätzer nehmen wolle oder nicht. Natürlich konnte ich so nie selbst lenken. Ich musste vorn sitzen und mich gehorsam zurückducken, dass der hintersitzende herrschende Knabe das Gefährt leiten konnte. Mit ihm musste ich das Schicksal teilen, einmal prachtvoll um die scharfe Kurve zu schießen, einmal noch prächtiger an den Hag hinauszufiegen. Schon damals fing es an, dass ich nie regieren durfte, immer regiert wurde, wenigstens im groben, äusseren Schlittengang des Lebens.

übrigens litt ich im Winter schwer an meinem Asthma und konnte nicht oft an diesen schlitternden Vergnügen teilnehmen. Zum grössten Teil verliefen meine Wintermonate auf dem alten Sofa, am grossen, breitsimsigen Stubenfenster, das ins Dorf und an die Kernserberge sah. Da freilich schlitterten meine Gedanken über die steilsten Pfade hinunter und nahmen die schärfsten Kurven.

Aber wie liebte ich den Schnee, wie jubelte ich beim ersten grauen Geflock aus den Lüften herunter, diesem warmen Gebrodel, als würfen die Himmlischen die Brosamen von ihren überreichen Tischen.

Und wie entzückte mich und entzückt mich noch heute im Alter der salzigerherbe Geruch eines klaren, stillen, im Schnee starrenden Januartages!

Und wenn ich wieder lange krank lag und dann etwa ein Bub zu mir hereinkam und ans Bett trat, wie griff ich nach seinen Ärmeln, seiner Mütze und sog den wunderbar starken, erfrischenden Wintergeruch in meine Nase. Mir war, es dufte die ganze Lust und Kraft des Winters, die Tapferkeit des Lebens, Männlichkeit und ewige Gesundheit aus diesem Knabenkitel. Nie erlebte ich ein süsseres Aroma!

Grüass 'n ma Joseph und Maria rein

Begrüssungsszene aus dem Oberuferer Christgeburtspiel

Die Companei: der Sternsinger, der Engel Gabriel, Maria, Joseph, der Wirt Rufinus, der Wirt Servilus, der Wirt Titus, die drei Hirten Gallus, Stichel, Witok und der vierte Hirt, Crispus, hält ihren Einzug und singt:

Die Companei:

Unsern eingang segne Gott,
Unsern ausgang gleichermassen,
Segne unser täglich brot,
Segne unser tun und lassen.
Segne uns mit sel'gem sterben
Und mach' uns zu himmelseiben.

Der Sternsinger spricht:

Ir liabn meini singa samlet eng zsam
Gleiwia die kräpfen in der pfann.
Ir liabn meini singa trets zsam in a scheibn,
Ma wölln uns de wail mit singa vertreibn.
Ir liabn meini singa fangts tapfer an.
Zu grüass'n wölln ma's heben an.
Grüass'n ma God Voda im hechsten thron
Und grüass'n ma a sein einiga Son;
Grüass'n ma a dazua den haligen Geist mit nama
Und grüass'n ma's alli drei zsamma.

Joseph und Maria gehen auf die Bühne.

Grüass'n ma Joseph und Maria rein,
Und grüass'n ma das kloane kindalein.
Grüass'n ma a ochs und esulein,
Wölche stehn bei dem krippalein.
Grüass'n ma sie durch sunn und mondenschein,
Der leucht't übers meer und über den Rhein.
Grüass'n ma sie durch laub und gras,
Der halige regen macht uns und eng alli nass.
Grüass'n ma den kaiser mit der kron,
Grüass'n ma den master, der's machen kan.
Grüass'n ma a dö geistlinga herrn,
Wail's uns erlaubt hobn, des g'spül z'lern.

Grüass'n ma den herrn richter mit seiner
Denn sie san der eren wert. [beschwörd,
Und grüass'n ma die gänzi ersame gmoan,
Alli, wie sie hier vasammelt san.
Grüass'n ma den ganzen ersamen rat,
Wia sie God dazua verordnet hat.
Grüass'n ma sie durch älli wüorzalein,
So vül als in der erden sein.
Ir liabn meine singa, fangt's anders än,
Den stern zu grüass'n wölln ma's heben än.
Grüass'n ma unser sternstanga,
Daran unser stern tuat hanga.
Grüass'n ma unser sternschar,
Daran unser stern umand fart,
Grüass'n ma a älli hölzalein,
So vül als in dem sterne sein. –
Ir liabn meine singa,
hät't's mi wol vernumma,
Dass ma den stern ham angsunga.
Grüass'n ma unsern mastersinger guat,
Und grüass'n ma den mastersinger sein huat.
Grüass'n ma a unsern lermaster in der rat,

Wail er uns mit der hilf Godes geleret hat.
Ir liabn meine singa, hät't's mi wol vernumma,
Dass ma dös alls habn angsunga.

Die Companei setzt sich auf die Bänke seitwärts vor der Bühne. Der Engel Gabriel geht auf die Bühne und spricht:

I tritt herein an allen spot,
An schen guaten abend geb eng God,
An schen guaten abend, a glücksölige zeit,
Die uns der Herr vom himel geit.
Ersame, wolweise, grossginstige herrn,
Wia a tugendsam frau
und jungfrau in ällen Bitt,
wellt's eng nit verdriassn lan,
A kloane wail uns z'heren an.
Was ma eng iatzt wird bringa vur,
Is nit von uns erdichtet nur,
Is a von heiden nit erdacht,
Sondern aus der haligen schrift vollbracht –
Nemli von der geburt unsers Herrnjesus Christ,
Die uns zum trost gschechen ist.
Drum wann ir's wollt hern in guater rua,
Schweig't stüll und hert uns fleissi zua.

Die Companei hält ihren Umzug und singt.

WINTERFREUDE

Neidhart von Reuenthal, um 1220

Kint, bereitet iuch der sliten ûf daz îs.
ja íst der leide winder kalt.
dér hat uns der wunneclîchen bluomen vil benomen.
manger grúenen linden stênt ir tolden grîs.
unbesungen ist der walt.
daz ist alles von des rîfen ungenâden komen.
mugt ir schouwen wie er hât die beide erzogen?
diust von sînen schulden val.
dar zuo sint die nahtigal
álle ir wéc gevlógen.

WINTERFREUDE

Mädchen, kommt aufs Eis zur Schlittenfahrt geschwind!
Der Winter ist ja leidig kalt.
Er hat uns der bunten Blumenfreuden viel genommen.
Die grünen Linden biegen sich entlaubt im Wind.
Sang- und klanglos steht der Wald.
Das ist alles von des Reifes rauhem Grimm gekommen.
Wollt ihr sehn, wie er die Wiesen überzogen,
die durch sein Verschulden fahl?
Nachtigall um Nachtigall
ist davon geflogen.

Otfried von Weissenburg, um 870

De stella et aduentu magorum

Nist mán nihein in uuórolti, thaz sáman al irságeti,
uuio nianag uuúntar uuurti zi theru drúhtines gibúrti.
Bi thiu, thaz ih irduálta, thar fórna ni gizálta,
scál ih iz nút uuillen nu súmaz hiar irzéllen. –

Tho drúhtin Krist gibóran uuard (thes méra ih ságen nu ni thárf)
thaz blidi uuórolt uuurti theru sáligun gibúrti
Thaz ouh gidán uuurti, si in éuuon ni firuuúrti
(iz uuás iru anan hénti, tho dét es druhtin énti) –,
Tho óstana in thaz lánt thie irkantun súnnun fart,

stérrono girústi; thaz uuárun iro lísti.
Sie éiscotun thes kindes saríó thés sinthes,
ioh kúndtun ouh tho mári, thaz er ther kúning uuari;
Uuarun frágenti, uuar er gibóran uuurti,
ioh bátun ió zi nóti, man in iz zéigoti.

Sie zaltun séltsani ioh zéichan filu uuáhi,
uuúntar filu hébigaz, uuanta er ni hórta man thaz,
Thaz ió fon mágadburti man gibóran uuurti,
inti ouh zéichan sin scónaz in himile so scínaz.
Ságet'un, thaz sie gáhun stérron einan sáhun,

ioh dátun filu mári, thaz er sín uuari:
,Uuir sáhun sinan stérron, thoh uuir thera búrgi irron,
ioh quámun, thaz uuir bétotin, gináda sino thigitin.
Óstar filu férro so scéin uns ouh ther stérro.
ist íaman hiar in lánthe, es íauuiht thoh firstánte?

Gistirri záltun uuir ió, ni sáhun uuir nan ér ió.
bi thiu bírun uuir nu géinot, er niuuan kúning zeinot.
So scríbun uns in lánne man in uuórolti alte.
thaz ir uns ouh gizélllet, uuio iz iuuo buah singent.' –
So thísu uuort tho gáhun then kuning anaquámun,
híntarquam er háрто thero sélbero uuorto,
loh mánnliches hóubit uuárd es thar gidrúabit.
gihórtun úngerno thaz uuír nu niazen géno.
Thie búachara ouh tho tháre gisámanota er sare,
sie uuas er frágenti, uuar Krist giboran uuurti.
Er sprah zen éuuarton sélben thesen uuórton.

gab ármer ioh ther rícho ántuurti gilícho,
Thia burg nántun se sár, in féstiz datun álauuar
mit uuórton, then ér thie áltun fórasagon záltun. –
So er giuuísso thar bifánd, uuar drúhtin Krist gibóran uuard,
tháht er sar in fésti mihilo únkusti.
Zi imo er ouh tho ládota thie uuísun man, theih ságeta,
mit in gistuant er thíngon ioh filu hálingon.
Thia zit éiscota er fon in, so ther stérro giuunon uuas quéman zi in,
bat síe iz ouh birúahtin, bi thaz selba kínd irsúahtin.
Gidúet mih’, quad er, ánuuart bi thes stérren fart,
so fáret eiscot tháre bi thaz kind sáre!
Sin éiscot iógilícho ioh filu giuuáralícho,
sliumo duet ouh thánne iz mir zi uuízzanne!
Ih uuíllu faran béton nan (so riet mir filu manag man),
thaz íh tharzúa githinge, ioh imo ouh géba bringe.’--
Lóug ther uuénego mán, er uuánkota thar fdu frám.
er uuólta nan irthúesben, ioh uns thia frúma irlesgen.
Thaz imbot sie gihórtun, ioh iro férti íltun.
yrscein in sar tho ferro ther sóltsano sterro.

Sie blídtun sih es gáhun, sár sie nan gisáhun,
ioh filu fráuuualícho sin uuártetun gilícho.
Léit er sie tho scóno, thar uuas thaz kind frono,
nút síneru ferti uuas er iz zéigonti.
Thaz hús sie tho gisáhun, ioh sar tharaín quamun.
thar uuas ther sún guater nút síneru muater.
Fíalun sie tho frámhald, thes guates uuárun sie báld,
thaz kínd sie thar tho bétotun, ioh húldi sino thígitun.
Indátun sie tho tháre thaz iro dréso sare,
réhtes sie githáhtun, thaz sie imo géba brahtun:
Mýrrun inti uuirouh ioh gold scínantaz ouh,
géba filu mára. sie súahtun sine uuára.

Stern und die Ankunft der Magier

(Übersetzung)

Es gibt niemanden auf Erden, der vollständig erzählen könnte,
wieviele Wunder sich zur Zeit der Geburt des Herrn ereigneten.

Weil ich nicht alles berücksichtigen, vorhin nicht alles erzählen konnte, muss ich mich nun bemühen, (wenigstens) einiges hier zu berichten.

Als Christus der Herr geboren wurde, damit (hier brauche ich dazu noch nicht mehr zu sagen) die Welt von dieser seligen Geburt (wieder) froh würde – sie sollte auch nicht auf ewig verlorengehen (das stand ihr zu der Zeit, da Christus es endgültig verhinderte, schon bevor) – , da kamen Männer aus dem Osten in das (Heilige) Land, die den Lauf der Sonne,

die Stellung der Sterne erforscht hatten; denn das war ihr Beruf. Sie waren auf der Suche nach dem Weg, wie sie zu dem Neugeborenen gelangen könnten, und machten überall bekannt, dass dieses Kind der (neue) König wäre; sie fragten ohne Unterlass, wo er geboren worden sei, und baten überall inständig darum, dass man es ihnen zeigen möchte.

Sie sagten von eigenartigen Erscheinungen, von äusserst merkwürdigen Zeichen und grossartigen Wundern; denn vorher hatte man nie davon gehört, dass ein Mensch durch eine Jungfrau geboren worden wäre, dass jemals am Himmel ein so schönes Zeichen (zum Beweis all dessen) geleuchtet hätte. Sie berichteten auch, dass sie plötzlich einen Stern gesehen hätten,

und sie verkündeten, dass er das Zeichen des neuen Königs sei: »Wir haben seinen Stern gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten und seine Gnade zu erflehen, doch sind wir unsicher, in welcher Stadt (er geboren ist). Weit nach Osten hat uns der Stern seine Strahlen gesandt. Gibt es hierzulande jemanden, der doch etwas davon weiss?

Die Zahl der Sterne haben wir immer genau gewusst, diesen Stern haben wir vorher nie gesehen. Wir haben daraus nur den einen Schluss ziehen können, dass er die Geburt eines neuen Königs bezeichnet. In unserem Land haben dies schon in alter Zeit Propheten in Büchern kundgetan. Bitte, sagt auch ihr uns, was eure Schriften darüber sagen!« Als diese Worte bald darauf zum König drangen,

war er darüber erschrocken, und jeder geriet (mit ihm) in Sorge. Sie hörten nur unwillig, was wir heute mit grösster Freude vernehmen. Der König rief auch sogleich die Schriftgelehrten zusammen und fragte sie, wo Christus geboren worden sei.

Er teilte den Priestern die Nachricht mit, aber alle, gleich welchen Ranges, gaben dieselbe Antwort. Sie nannten die Stadt und bekräftigten ihre Auskunft mit Zitaten aus den alten Propheten. Sobald er aber sicher wusste, wo Christus der Herr geboren worden war,

fasste er einen heimtückischen Entschluss. Er lud die Magier, von denen ich berichtet habe, zu sich und beriet sich heimlich mit ihnen. Er erfragte von ihnen den Zeitpunkt, zu dem der Stern ihnen erschienen war, er bat sie, sich auch weiterhin zu bemühen, das Kind zu finden.

»Gebt mir Bescheid«, sagte er, »wohin euch der Stern führt! Geht und forschet sogleich weiter nach dem Kind! Ihr alle sollt gründlich nach ihm suchen und macht mir schnell Mitteilung von dem, was ihr erfahrt. Ich will nämlich ebenfalls zu ihm, um es anzubeten – das haben mir sehr viele geraten – ,

damit auch ich meine Wünsche vortragen und ihm Gaben bringen kann. Damit hatte dieser Mensch in seiner niedrigen Gesinnung gelogen: er war weit davon entfernt (zu tun, was er sagte). In Wirklichkeit wollte er das Kind und damit unser Heil vernichten. Die Magier hörten, was er ihnen auftrug, und setzten ihre Reise schleunig fort. Sogleich erschien ihnen in der Ferne der einzigartige Stern wieder.

Sobald sie ihn wieder sahen, freuten sie sich, und sie folgten seiner Richtung mit höchster Freude. Auf wunderbare Weise führte er sie dorthin, wo das heilige Kind war, mit seiner Bahn hatte er ihnen den Weg gewiesen. Sie entdeckten das Haus und betraten es ohne Zögern.

Da fanden sie den heiligen Sohn und seine Mutter. Sie fielen auf die Knie nieder, voll Zuversicht auf seine Gnade, sie beteten das Kind an und flehten um seine Huld. Sie breiteten darauf die mitgebrachten Schätze aus; sie hatten es für ihre Pflicht gehalten, dem Kind Geschenke mitzubringen:

Myrrhe, Weihrauch und glänzendes Gold, wahrlich wertvolle Geschenke. Sie aber suchten im Kind die Wahrheit seiner Gottmenschlichkeit.

ZUM BESCHLUSS

*Die Jahre vergehen, Tage
und Stunden kommen und weichen,
die Sonne geht auf und geht wieder
unter, aber Wahrheit und Liebe
gehen nicht auf und gehen nicht unter,
sie bleiben ewig, wie Gottes
Herz, das im Menschen schlägt,*

Heinrich Pestalozzi

